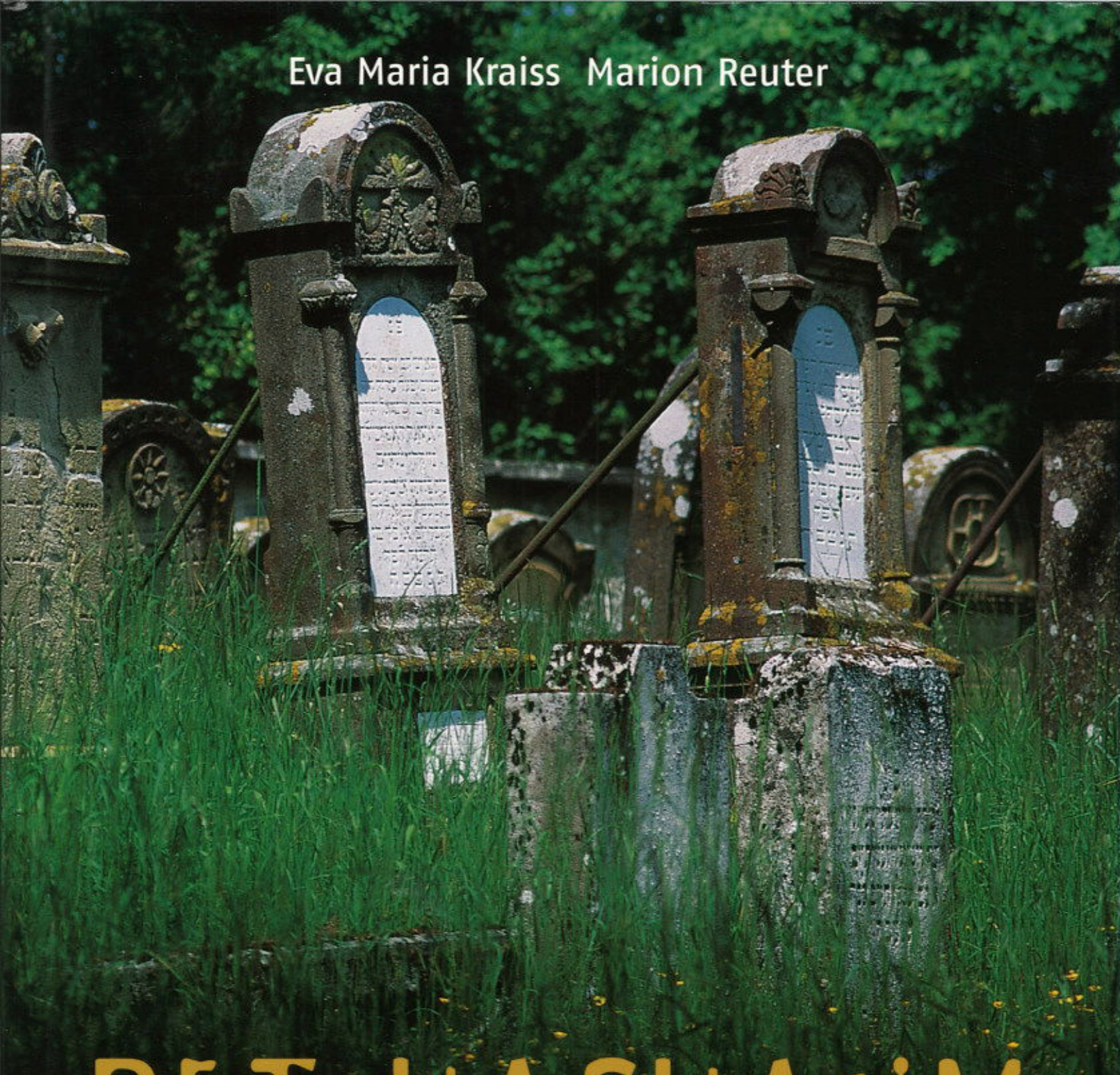
Eva Maria Kraiss Marion Reuter



BET HACHAJIM
Haus des Lebens

Jüdische Friedhöfe in Württembergisch Franken

Eva Maria Kraiss Marion Reuter

BET HACHAJIM
Haus des Lebens

Jüdische Friedhöfe in Württembergisch Franken

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024

Swiridoff Verlag Künzelsau

| Übersicht der jüdischen Friedhöfe



BET HACHAJIM

Haus des Lebens

Jüdische Friedhöfe in Württembergisch Franken

Inhaltsverzeichnis

7 | **Vorwort**
Armin Panter

8 | **Juden im württembergischen Franken**
Gerhard Taddey

14 | **Bet Hachajim – Haus des Lebens**
Jüdische Friedhöfe in Württembergisch Franken
Eva Maria Kraiss

- Einführung
- Friedhöfe, Friedhofsordnung
- Die Grabsteine – Inschriften und Formen
- Ornamente und Symbole
- Die Beerdigung

33 | **Die Friedhöfe**

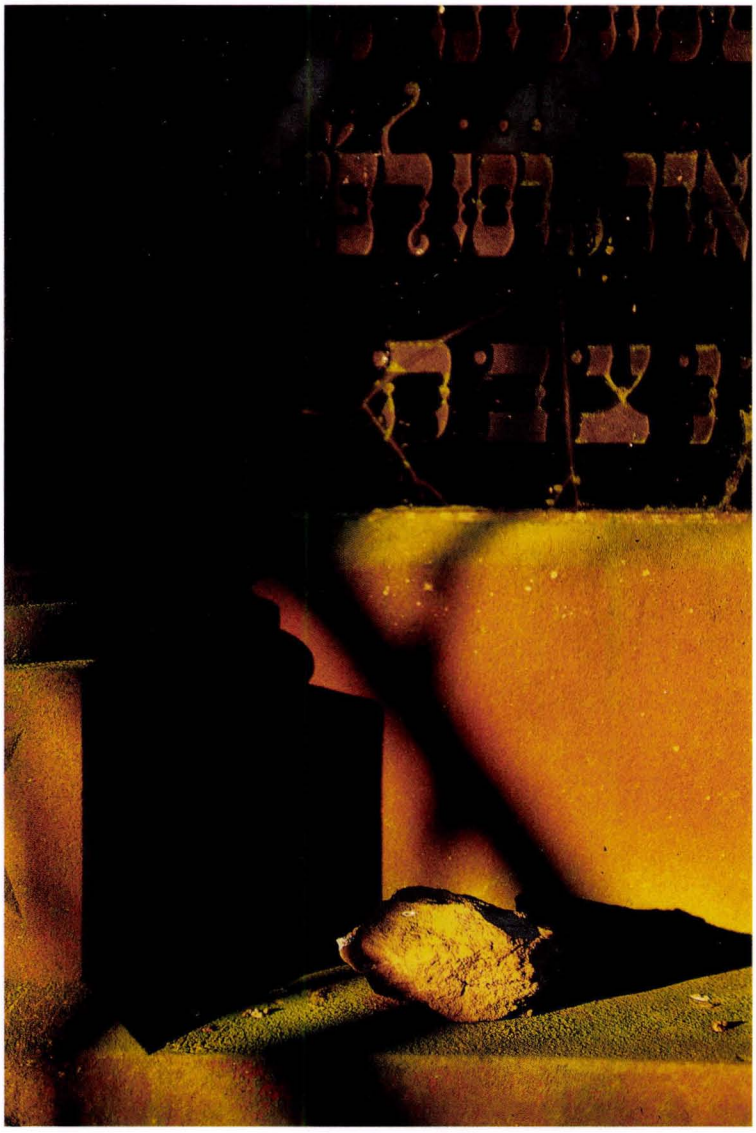
34 | Der Verbandsfriedhof in Schopfloch, Mittelfranken

42 | Jüdische Friedhöfe im Landkreis Schwäbisch Hall
- Braunsbach
- Crailsheim
- Dünsbach, Stadt Gerabronn
- Steinbach, Stadt Schwäbisch Hall
- Michelbach an der Lücke, Gemeinde Wallhausen

78 | Jüdische Friedhöfe im Hohenlohekreis
- Hohebach, Gemeinde Dörzbach
- Laibach, Gemeinde Dörzbach
- Krautheim
- Öhringen
- Berlichingen, Gemeinde Schöntal

112 | Jüdische Friedhöfe im Main-Tauber-Kreis
- Creglingen
- Niederstetten
- Weikersheim

140 | Anmerkungen
142 | Literaturverzeichnis
144 | Impressum
Bildnachweis



Michelbach an der Lücke,
Gemeinde Wallhausen

| Vorwort

Im Rahmen der Reihe "Jüdisches Leben" stellt das Hällisch-Fränkische Museum Fotografien von vierzehn jüdischen Friedhöfen der Region Württembergisch Franken aus. Dies mag widersprüchlich klingen; es gibt jedoch keine andere Gattung von überlieferten Gegenständen, die umfangreicher Zeugnis über jüdisches Leben in unserem Raum ablegen kann als die Grabsteine. Der historische Rahmen ist vorgegeben: Er reicht von der Entstehung des so genannten Landjudentums bis in die Zeit des Nationalsozialismus. Auf Grund der Vertreibung von Juden während der Reformation, vor allem aus den Reichsstädten, bildeten sich im 16. Jahrhundert viele israelitische Gemeinden in Dörfern. Zunächst beerdigten die Juden unserer Region ihre Angehörigen auf dem Verbandsfriedhof in Schopfloch. Nach und nach aber legten die Gemeinden ihre eigenen Friedhöfe an. Erst mit der im 19. Jahrhundert einsetzenden Emanzipation löste sich allmählich das Landjudentum wieder auf. Menschen mosaischen Glaubens nutzten zunehmend die Möglichkeiten, die sich ihnen nun in den Städten boten. Die dörflichen Friedhöfe verloren dadurch zwar an Bedeutung, blieben aber weiter bestehen. Die Nationalsozialisten vernichteten auf brutalste Weise das jüdische Leben in Deutschland und machten nicht einmal vor den Gräbern Halt. Unzählige Anlagen wurden geschändet und schließlich die Friedhofsgrundstücke ab 1939 enteignet.

Oft sind die Inschriften der Grabsteine die einzigen familiengeschichtlichen Quellen, da es bis ins 19. Jahrhundert kein staatliches Personenstandswesen gab. Die Ausstellung und der Katalog versuchen jedoch nicht, jeden einzelnen Stein zu dokumentieren. Vielmehr zeigen uns die Fotografinnen typische sowie außergewöhnliche Steine der 14 Anlagen und versuchen, dem Betrachter einen Eindruck des Ensembles zu vermitteln. Um Stimmungen einzufangen, besuchten sie die Friedhöfe zu allen Jahreszeiten. Darüber hinaus sind Tageszeit und Wetter die bestimmenden Lichtfaktoren der einzelnen Aufnahmen. Ohne künstliche Effekte entstanden so Bilder von besonderer atmosphärischer Dichte. Diese Vorgehensweise kommt dem Charakter der Friedhöfe entgegen. Denn in der Regel sind die Grabsteine der einzige Schmuck der schlichten Anlagen, die ganz der Natur überlassen bleiben. Auf Grund der Verwitterung verändern sich nicht nur die Steine, sondern auch die gesamten Friedhöfe. Dies macht eine Dokumentation der einzelnen Grabsteine - wie unlängst im Memor-Buch „Die jüdischen Friedhöfe im Hohenlohekreis" geschehen - ebenso sinnvoll wie die unter ästhetischen Gesichtspunkten gefertigten Momentaufnahmen der unaufhaltsam von der Natur zurückgewonnenen Anlagen.

Allen voran gilt unser Dank den beiden Fotografinnen Eva Maria Kraiss und Marion Reuter, die mit großem Engagement die vierzehn Friedhöfe aufgenommen haben. Eva Maria Kraiss führt mit ihren Texten allgemein in das Thema ein und stellt uns sodann die Friedhöfe im Zusammenhang mit der Geschichte der Gemeinden vor. Zu besonderem Dank sind wir Herrn Professor Dr. Gerhard Taddey, dem wohl besten Kenner der Geschichte des Judentums unserer Region, verpflichtet, der dem Buch einen Überblick über "Juden in Württembergisch Franken" vorangestellt hat. In unseren Dank einschließen möchten wir Frau Elke Müller, green design, die für die ansprechende Gestaltung der Publikation verantwortlich zeichnet. Ohne finanzielle Zuwendungen hätte das Buch nicht erscheinen können. Wir danken daher dem Vorstand des Förderkreises, Herrn Werner Schuch und Frau Ariane Haack-Kurz, für die Hilfe bei der Beschaffung von Geldern. Dem Verein zur Förderung gemeinnütziger Aktivitäten und weiteren Spendern möchten wir unseren Dank für Zuschüsse aussprechen. Alle, die an dem Projekt mitgewirkt haben, hoffen, den Besuchern und Lesern das Alltagsleben und die Kulturleistungen der Juden aus Württembergisch Franken näher zu bringen. Nur vor diesem Hintergrund lässt sich ermessen, welches Unrecht begangen wurde und welchen Verlust die Vernichtung jüdischer Kultur auch für unsere Region bedeutet.

Armin Panter
Hällisch-Fränkisches Museum

Gerhard Taddey

Juden im württembergischen Franken | Ein Überblick

Städtisches mittelalterliches Judentum

Vielgestaltig und abwechslungsreich wie die allgemeine geschichtliche Entwicklung des deutschen Südwestens ist das Schicksal der Anhänger des mosaischen Glaubens, der Juden. Die menschenverachtende, nahezu totale brutale Vernichtung des Judentums in Deutschland unter der Herrschaft des Nationalsozialismus überschattet die Beschäftigung mit der Geschichte der Juden – und doch wäre es falsch, die vielhundertjährige wechselvolle Existenz von Juden im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, im Deutschen Bund und im Deutschen Reich lediglich als Vorgeschichte der Vernichtung zu betrachten.

Die Juden waren nach der Zerstörung ihres Staates durch die Römer in alle Winde verstreut worden. Im Deutschen Reich des Mittelalters standen sie seit dem Mainzer Landfrieden Kaiser Heinrichs IV. unter königlichem Schutz und galten seit Kaiser Friedrich II. (1215 - 1250) als des Kaisers Kammerknechte, die im besonderen Schutz des Reiches standen. Der Kaiser erlaubte ihre Ansiedlung, ihm zahlten sie zunächst Steuern. Wie andere kaiserliche Rechte wurde auch das Privileg, Juden aufzunehmen, nach und nach vom Kaiser auf die sich entwickelnden Territorialherrschaften übertragen, die nach Ort und Zeit wechselnd mit den Juden umgingen. Im Prinzip bedeutete das den Übergang der Judensteuern vom Reich auf den hohen Adel, später auch auf Reichsstädte und den niederen Adel.

Das hohe und späte Mittelalter war fast überall in Deutschland für die Juden eine Zeit der Verfolgung und des Leides. Die Memorbücher oder Gedenkbücher mancher jüdischen Gemeinde bestätigen und verdeutlichen die Grausamkeiten, denen sie immer wieder ausgesetzt waren, sei es aus religiöser Verblendung, aus Aberglauben oder aus purer Habgier. Einer der weit verbreiteten Verfolgungsgründe war die Behauptung, Juden ermordeten Christen, um deren Blut zu rituellen Zwecken zu benützen – ein absurder, phantastischer, aber nur zu gern geglaubter Vorwand. So wurden schon 1235 Juden in Tauberbischofsheim nach grausamen Folterungen wegen eines angeblichen Ritualmordes hingerichtet.

Aus dem religiösen Bereich stammte auch der Vorwurf der Hostienschändung durch Juden. Er war Anlass für eine große Verfolgungswelle in Franken 1298, angeführt von einem verarmten Ritter namens Rindfleisch. Die Blutkapelle in Lauda erinnert an diese Ereignisse, die wohl mehreren tausend Juden das Leben kostete, ehe ein Landfriedensgebot von König Albrecht die Ruhe wiederherstellte.

Ein merkwürdiger Grabstein in der Kirche zu Uissigheim bei Tauberbischofsheim erinnert an eine weitere Verfolgung. Abgebildet ist ein jugendlicher Adliger mit gefesselten Händen, der von einem Engel mit dem Schwert geköpft wird. Der Tote trägt Lederflicken auf den Armen. Es handelt sich um den Ritter Arnold von Uissigheim, der sich mit anderen berufen fühlte, den Tod Christi an seinen Mördern zu rächen. Welch groteskes Missverständnis des christlichen Heilsplanes! Wegen ihrer ledernen Armschützer als die Armleder bezeichnet,

zogen sie zwischen 1336 und 1338 eine blutige Spur durch Franken – so in Buchen, Bretten und Krautheim – bis die aufgeschreckten Territorialherren dem Spuk mit militärischer Gewalt ein Ende bereiteten und einen der Armleder, den Ritter Arnold, in Kitzingen mit dem Schwert hinrichten ließen.

Doch die schlimmste Verfolgungswelle vor dem Holocaust stand den Juden noch bevor. Die große Pestepidemie, der „Schwarze Tod" der Jahre 1348/49, der die Bevölkerung erschreckend dezimierte, schuf eine schwer vorstellbare Atmosphäre, in der vor allem nach Schuldigen für die unerklärliche Krankheit gesucht wurde. Man fand sie in den Juden, die angeblich die Brunnen vergiftet hatten - als ob sie nicht selbst hätten daraus trinken müssen. In über 50 Orten des Südwestens wurden die jüdischen Gemeinschaften vernichtet, die Besitztümer der ermordeten und vertriebenen Opfer eingezogen, ihre Gotteshäuser zerstört. An der Stelle der Synagoge der „perfiden Juden", wie es in der Stiftungsurkunde heißt, wurde zum Beispiel in Öhringen ein Spital mit Kirche gegründet.

Wie die übrige Bevölkerung, so erholten sich auch die jüdischen Gemeinden allmählich von diesen Schlägen. Ihre Mitglieder lebten unter besonderem Recht, waren also nicht vogelfrei. Stark eingeschränkt waren ihre Möglichkeiten zum Broterwerb. Während sie sich in der Berufsausübung zunächst nicht von den Christen unterschieden, war es ihnen als Nichtchristen verboten, den sich ausbildenden Handwerkerzünften, ursprünglich religiöse Bruderschaften, beizutreten, blieben daher seit dem 12. Jahrhundert von allen zunftgebundenen Handwerksberufen ausgeschlossen. Landwirtschaft durften sie ebenfalls nicht betreiben. So blieb ihnen der Handel mit Waren und Geld, später auch mit Immobilien. Durch ihre einheitliche hebräische Sprache, ihre weitreichenden Familienverflechtungen und ihren gemeinsamen Glauben bildeten sie eine die damaligen Grenzen überschreitende, zahlenmäßig nicht ins Gewicht fallende Gruppe. Sie konnten die immer wieder benötigten Kapitalien beschaffen, weil sie im Gegensatz zu den Christen kein Zinsverbot kannten. Reichtum und Bedeutung gewannen nur einzelne. Einige wenige Juden waren erfolgreich als Schriftsteller oder Ärzte.

Einer der ersten Landesherren, der vom Recht auf Ansiedlung von Juden, dem sogenannten Judenregal, profitierte, war der Graf von Wertheim. Zunächst für acht Jahre wurden ihm die Abgaben der Juden seines Herrschaftsbereichs verpfändet. Die Goldene Bulle von 1356, die auch die Grundsätze der Königswahl festlegte, sprach zunächst allen Kurfürsten das Judenregal zu.

Die Reichspolizeiordnung von 1548 übertrug schließlich das Judenschutzrecht auf alle Reichsstände und ebnete damit vor allem der Reichsritterschaft und religiösen Institutionen den Weg zur Aufnahme von Juden. Dieser Öffnung der Möglichkeiten zur Niederlassung stand eine schroffe Abschließungspolitik zahlreicher Reichsstände – vor allem nach der Reformation – gegenüber. Seit etwa 1520 schlossen fast alle Reichsstädte in Südwestdeutschland wie Hall und Rothenburg ihre Juden aus. Diese Verfolgung war vergleichsweise human, ging nicht an Leib und Leben. Die Juden erhielten in der Regel eine Frist, in der sie Schulden eintreiben, Häuser und andere Besitztümer veräußern konnten. Es kam nicht zu blutigen Ausschreitungen, und doch hatte man aus den oft schon mehrere Generationen Sesshaften Heimatlose gemacht.

Die Grafen von Hohenlohe legten in einer grundlegenden Erbeinung bereits 1511 fest, dass sich in der Grafschaft keine Juden niederlassen durften. Daran hat man sich bis zum Ende

der Selbständigkeit gehalten. Lediglich im Bereich der 1634 vom Kaiser sequestrierten Herrschaft Weikersheim, die 1637 dem Deutschen Orden überlassen worden war, durften sich Juden niederlassen, die auch nach dem Heimfall der Herrschaft im Westfälischen Frieden 1648 geduldet wurden.

Insgesamt stellten die Juden zahlenmäßig immer eine bedeutungslose Minderheit dar. Aber sie hob sich deutlich von der christlichen Umwelt ab durch ihre von der Religion vorgeschriebenen Sitten und Gebräuche. Sie hatten einen anderen Kalender, andere Feste, eine andere Wocheneinteilung. Zeitweilig war ihnen eine besondere Kleidung oder das Tragen von besonderen Kennzeichen vorgeschrieben.

Das Landjudentum der frühen Neuzeit

Die Vertreibung der Juden aus vielen Reichsstädten in der Frühphase der Reformation, die mit dem Augsburger Religionsfrieden 1555 im wesentlichen abgeschlossen war, und die Reichspolizeiordnung von 1548 mit der vollständigen Delegation des Judenregals markieren ein neues Zeitalter für die Juden, die Epoche des Landjudentums. In dieser Phase entstanden die Friedhöfe, denen diese Publikation gewidmet ist.

Wenn mindestens zehn religiös mündige männliche Juden beieinander waren, konnten sie Gottesdienst halten, zunächst in der Regel in Privathäusern, später mit wachsender Gemeindegröße in eigenen Versammlungsräumen, den Synagogen oder „Schulen". Sie waren keine Kirchen im christlichen Sinn. Hier wurde zwar auch gebetet und gesungen, aber auch „gelernt", wie man das Studium der Tora, der Heiligen Schrift, und des Talmud nannte.

Die Gemeinden wählten ihre Vorsteher selber. Fast jede besaß einen Vorsänger, größere einen Rabbiner, der nicht mit einem Priester gleichgesetzt werden darf. Er war derjenige, der Rechtsfragen entschied, Ehen als Rechtsakte schloss und in Streitfällen die heiligen Schriften verbindlich interpretierte. Zu den Funktionären zählten noch der Schochet oder Schächter, der die zum Genuss bestimmten und erlaubten Tiere nach den talmudischen Vorschriften schlachtete, und der Mohel, der die Beschneidung der jüdischen Knaben in alter Tradition vornahm. Außer der Synagoge besaß jede Gemeinde eine Mikweh, ein mit Quell-, Grund- oder Flusswasser gespeistes Bad für die bei verschiedenen Anlässen zwingend vorgeschriebenen Reinigungsbäder. Im 19. Jahrhundert kamen bei ausreichender Schülerzahl eigene Schulgebäude hinzu.

Trotz mancher Bedrückung waren die Juden nicht rechtlos. Ihre Stellung wurde vom 16. Jahrhundert an durch sogenannte Schutzbriefe klar umrissen. Dieser Schutzbrief war im Grunde ein Vertrag zwischen einem Landesherrn und einem jüdischen Haushaltsvorstand. Er weist formal starke Ähnlichkeit mit Lehnsbriefen auf, durch die auch ein besonderes persönliches Band zwischen zwei Personen geknüpft wurde. Mit dem Tode eines der beiden Partner zerriss dieses Band und musste erneuert werden. Dass manche Landesherren, auch ohne den Tod eines Schutzjuden abzuwarten, die Erneuerung aller Schutzbriefe in bestimmten Abständen forderten, hatte rein fiskalische Gründe. Mit in den auf Antrag gewährten Schutz aufgenommen wurden in der Regel die Frau und – soweit vorhanden – minderjährige, unverheiratete Kinder sowie Knechte und Mägde des Bittstellers. Für die Schutzaufnahme musste eine einmalige Aufnahmegebühr entrichtet werden, danach jähr-

liche Abgaben, die sogenannten Schutzgelder. Ihre Höhe war sehr unterschiedlich. Manche Landesherren, vor allem die Reichsritter, orientierten sich am Leistungsvermögen des einzelnen Schutzbefohlenen. Wenn dieser alt wurde oder wegen Krankheit seinen Geschäften nicht mehr nachgehen konnte, wurde das Schutzgeld reduziert, gelegentlich darauf ganz verzichtet. Zahlungsunfähigkeit aus selbst verschuldeten Gründen führte zum Entzug des Schutzes und damit zur Heimatlosigkeit, zum Absinken in die große Zahl der vagierenden Betteljuden.

Über die in den Schutzbriefen niedergelegten individuellen Aufenthaltsbedingungen hinaus erließen die größeren Territorialherren generelle Regeln für die Niederlassung, die Rechte und Pflichten ihrer Schutzbefohlenen, die sogenannten Judenordnungen. Sie wurden den sich wechselnden Verhältnissen immer wieder angepasst. Manche Landesherren setzten eine bestimmte Anzahl von jüdischen Haushaltungen fest, die nicht überschritten werden durfte. Es waren gleichsam Planstellen, die nur beim Ausscheiden eines Schutzjuden durch Tod, Abwanderung oder Ausweisung wieder besetzt werden durften. Damit sollte eine Überfremdung, aber auch die Bildung eines jüdischen Proletariats verhindert werden.

Das mittelalterliche Judentum lebte in den Städten, den Handelszentren. Als diese ihre Juden vertrieben, fanden sie vor allem Aufnahme in katholischen geistlichen Territorien, in den Hochstiften, bei den Ritterorden und den Reichsabteien sowie in den Gebieten der Reichsritterschaft, hier unabhängig von der Konfession des Ortsherrn. Die Zahl der Siedlungen mit jüdischen Einwohnern vervielfältigte sich. In allen Rechtsbeziehungen waren die Juden den Christen de facto gleichgestellt, konnten alle Gerichte in Streitfragen anrufen und zahlten neben dem speziellen Schutzgeld die für Christen üblichen Steuern und Abgaben.

Das Landjudentum verdiente seinen Lebensunterhalt durch Handel, vor allem mit Waren und Vieh. Der vorwiegend getriebene Kleinhandel – auch als Schacher bezeichnet – war ein mühseliges Geschäft. Die wenigen reich gewordenen, an den Höfen tätigen Hoffaktoren waren eine verschwindende Minderheit. In den Dörfern wohnten die Juden in der Regel in bunter Reihe mit den Christen, gelegentlich im gleichen Haus. Ghettos, wie in mittelalterlichen Städten, gab es nicht. Manchmal konnten Juden Gemeindebürgerrechte erwerben, waren aber von der Übernahme von Funktionen in der Gemeinde ausgeschlossen, konnten also nicht zum Bürgermeister gewählt werden.

Auf dem Lande tolerierten sich Juden und Christen, weil sie aufeinander angewiesen waren. Der Handelsjude war ein wesentlicher Versorgungsfaktor für den ländlichen Bereich, für die vielen Kleinigkeiten, für die man nicht extra in die Stadt reiste. Mehr und mehr wurde der Viehhandel zur Domäne der Juden. Sie wussten, wo Vieh benötigt wurde und wo es überflüssig war. Kein Wunder, dass bei Streitigkeiten in diesem Geschäft Juden überproportional beteiligt waren.

In der Spätaufklärung, am Ende des 18. Jahrhunderts, erhoben sich erstmals Stimmen, die eine Veränderung der Lage der Juden forderten, die „bürgerliche Verbesserung". Auch die Grundgedanken der Französischen Revolution beeinflussten die Diskussion. Die territoriale Umgestaltung in der Napoleonzeit, der Verlust der Stellung seitheriger Landesherren durch Säkularisation und Mediatisierung, veränderte auch die Situation der Juden, die sich im bis dahin weitgehend den Juden versperrten neuen Königreich Württemberg wiederfanden.

Die Zeit der Emanzipation

Im altwürttembergischen Gebiet lebten um 1800 534 Juden. Nach den Gebietserwerbungen der Napoleonzeit wurden in 79 Orten des jungen Königreichs 8256 Juden erfasst. König Friedrich I. von Württemberg plante von Anfang an die Gleichstellung der Juden mit den Christen. Die ihm vorgelegten Gesetzentwürfe waren ihm nicht weitreichend genug. So verabschiedete er eine Reihe von Verordnungen, die zunächst einmal die Gleichstellung der aus so verschiedenen Rechtsgebieten stammenden Juden unter sich zum Ziel hatte. Wesentliche Neuerungen waren die Aufhebung der diskriminierenden Leibzölle, die Vereinheitlichung, noch nicht die Abschaffung der Schutzgelder, vor allem aber die Erlaubnis zum Zunftbeitritt und damit zur Ausübung von Handwerksberufen. Niederlassungsfreiheit gab es, aber nur für Orte, an denen schon Juden wohnten. So verzögerte sich die Verstädterung der Juden etwa gegenüber Baden.

Die 1819 verabschiedete Verfassung des Königreichs garantierte die Religionsfreiheit, gab aber die vollen Bürgerrechte nur Angehörigen der christlichen Konfessionen. Erst 1828 wurde das „Gesetz in Betreff der öffentlichen Verhältnisse der israelitischen Glaubensgenossen" verabschiedet. Aus Schutzjuden wurden Untertanen, allen bürgerlichen Gesetzen unterworfen, zur Erfüllung aller Pflichten und finanziellen Leistungen angehalten. Sie mussten nun Familiennamen annehmen, bei Rechtsgeschäften die deutsche Sprache verwenden und erhielten das Recht zur freien Berufswahl.

Für die bis dahin unabhängig nebeneinander existierenden Religionsgemeinden wurde eine den christlichen Kirchen nachgebildete Organisation geschaffen. Das Land wurde in Rabbinatsbezirke eingeteilt, die unter der Leitung eines nun staatlich geprüften Rabbiners standen. Berlichingen, Mergentheim, Weikersheim, Braunsbach, später Schwäbisch Hall entwickelten sich so zu jüdischen Zentren. Zahlreiche kleinere Gemeinden fasste man zu leistungsfähigen Einheiten zusammen. Aufsichtsbehörde wurde ein Israelitischer Oberkirchenrat, dem eine Zentralkirchenkasse zugeordnet wurde. Alle jüdischen Knaben mussten unter Aufsicht der Oberämter eine Handwerkslehre absolvieren, um sie so dem verpönten Schacherhandel zu entwöhnen.

Die endgültige Gleichstellung der Juden brachte schließlich das Gesetz vom 13. August 1864. Bestehen blieb bis zur Gründung des Deutschen Reiches lediglich das diskriminierende Verbot christlich-jüdischer Mischehen. Die nun erreichte völlige Niederlassungsfreiheit führte zur Neuansiedlung in zahlreichen Städten Württembergs, wo die Arbeits- und Bildungschancen wesentlich besser waren als auf dem Land. Die Landgemeinden wurden ausgedünnt, starben schließlich vielfach aus. Die Verstädterung der Juden führte zu einem rapiden Absinken der Geburtenrate. Absolut und relativ am höchsten war der jüdische Bevölkerungsanteil um die Zeit der Gründung des Bismarckreichs. 1880 lebten in ganz Württemberg 13300 Bekenner des jüdischen Glaubens, 0,67 % der Gesamtbevölkerung. Seitdem war die Zahl aus den geschilderten Gründen rückläufig.

Die Emanzipation brachte neue Wirkungsmöglichkeiten, vor allem für die bürgerliche jüdische Elite. Bedeutende Juristen, Ärzte, Politiker, Wissenschaftler, bildende Künstler, Architekten, Journalisten finden sich überproportional vertreten. Auch an der wirtschaftlichen Entwicklung, am Prozess der Industrialisierung waren sie aktiv beteiligt. Sie fühlten sich in erster Linie als Deutsche, und für ihr deutsches Vaterland ließen viele von ihnen

Blut und Leben auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs. Daran konnte auch der von Berlin ausgehende frühe Antisemitismus nichts ändern. Niemand konnte sich vorstellen, wozu deutsche, in die Irre geleitete Politik und Ideologie fähig war.

Entrechtung und Vernichtung

Das Schicksal der Juden unter der Herrschaft des Nationalsozialismus ist durch wissenschaftliche Forschung, aufrührende Filme und die modernen Medien weitgehend erforscht und dargestellt worden, so dass einige wenige Bemerkungen dazu genügen mögen.

Am 1. April 1933 begann mit dem Boykott jüdischer Geschäfte die Welle der Verfolgung. Mit den „Nürnberger Gesetzen" vom 15. September 1935 wurden die Juden zu Staatsangehörigen zweiter Klasse gemacht. Danach wurde durch eine Fülle von Gesetzen und Verordnungen der Lebensraum der Juden immer mehr eingeschnürt. Seit August 1938 war jeder Jude, der einen deutsch klingenden Vornamen trug, gezwungen, zusätzlich die Namen Sarah oder Israel anzunehmen. Sie wurden in die Pässe eingestempelt. Manche Akte der Verfolgung sind im Text bei den einzelnen Gemeinden geschildert.

Vielen Verfolgten gelang unter erheblichen Vermögenseinbußen die Flucht ins rettende Ausland, vor allem nach Amerika und Palästina. Zahlreiche Gemeinden wurden aufgelöst oder verloren den Charakter öffentlich-rechtlicher Körperschaften und wurden als Vereine behandelt. In der sogenannten Reichskristallnacht wurden die Zentren des jüdischen Lebens, die Synagogen, verwüstet oder völlig zerstört, jüdische Wohnungen und Geschäfte demoliert, ihre Bewohner misshandelt, getötet oder in Konzentrationslager verbracht. Die Berliner sprichwörtliche Schlagfertigkeit hatte mit dem sofort geprägten Wort den von den Nationalsozialisten bemühten „spontanen Volkszorn" entlarvt und die reichsweit gesteuerte Kampagne bloßgestellt. Es ist absolut unhistorisch, diese Bezeichnung als verniedlichend misszuverstehen und die Einzigartigkeit dieser brutalen Aktion durch die unhistorische Wortschöpfung „Pogromnacht" zu ersetzen.

Das Ende jüdischen Lebens im württembergischen Franken wurde durch die ersten Vernichtungstransporte nach Riga im Dezember 1941 eingeleitet. Ihnen folgten Transporte nach Izbica, Auschwitz und nach Theresienstadt. „Denen, die kein Grab fanden" – so ist ein Gedenkstein für die Opfer der Verfolgung beschriftet. Er hält, wie die in diesem Buch thematisierten, verlassenen jüdischen Friedhöfe und wenige restaurierte, zu Gedenkstätten umfunktionierte Synagogen die Erinnerung an diesen dunkelsten Abschnitt deutscher und jüdischer Geschichte wach.

Tröstlich ist es, dass wieder eine bedeutende jüdische Gemeinde in Stuttgart entstanden ist, dass zahlreiche ehemalige Einwohner an die Stätten ihrer Kindheit zurückgekehrt sind und Kontakte zu Kindern und Enkeln bestehen – über die Gräber hinaus.

Eva Maria Kraiss

Bet Hachajim – Haus des Lebens



Schopfloch

| Einführung

Ein jüdischer Friedhof ist ein ruhiger, oft abgelegener Ort. Unsicher ist zunächst, wer ihn betritt. Aber schon nach wenigen Schritten wird der Besucher von einer eigentümlichen Stille umfangen. Es ist die Stille der Ewigkeit, des „bet olam", des „ewigen Orts", und dies ist kein Gegensatz zu „bet hachajim", dem Haus des Lebens, das den Toten gilt. Selbst Vogelgezwitscher, das Rauschen mächtiger Baumwipfel, das Plätschern kleiner Wasserläufe wie in Berlichingen oder Schopfloch, aber auch das geschäftige Summen tausender Bienen in den blühenden Kirschbäumen auf den Friedhöfen von Niederstetten und Weikersheim verstärken das Gefühl der Stille und Abgeschiedenheit. Verwitterte, zerborstene, moos- und flechtenbewachsene, halb im Boden versunkene Grabsteine, dazwischen abgebrochene Äste, welkes Laub, kniehohes Gras, je nach Jahreszeit Anemonen und Schlüsselblumen, zeigen, dass hier keine permanent ordnende Hand, wie wir sie von christlichen Friedhöfen gewohnt sind, am Werke ist.

Es sind nur noch wenige Spuren der über tausendjährigen Geschichte des Judentums in Deutschland erhalten geblieben. Neben Literatur, bildender Kunst und Musik sind es vor allem materielle Zeugnisse wie Synagogen – soweit nicht zerstört, oft zweckentfremdet –, Kultgegenstände in den Museen und insbesondere die Friedhöfe, die als Relikte eines ehemals blühenden jüdischen Lebens und seiner Kultur existieren. Gerade weil sie als „Haus des Lebens" gelten, sind sie heute oft noch die letzten, in weiten Teilen unveränderten und damit einzigartigen Sachzeugen der Geschichte, Religion und Tradition, aber auch der Stellung der Juden in der Gesellschaft.

Die ersten jüdischen Friedhöfe in Deutschland soll es schon zur Römerzeit gegeben haben, für Worms und Speyer z. B. sind sie ab dem 11. Jahrhundert nachgewiesen. Obwohl viele zerstört, vernichtet und letztlich verschwunden sind, gibt es heute ca. 2200 jüdische Friedhöfe. Mancherorts erinnert nur noch ein alter Flurname an ehemals vorhandene Friedhöfe, die schon lange vor der Zeit des Nationalsozialismus abgegangen sind. Darauf weist z. B. in unserem Raum bei Weißbach-Crispenhofen eine Flur namens „Judenkirchhof" hin, dessen genaue Lage im 19. Jahrhundert noch bekannt gewesen sein soll. Zahlreiche Friedhöfe des Mittelalters verschwanden im Zusammenhang mit Verfolgung und Ausrottung der Gemeinden. War der Begräbnisplatz einmal verwaist und blieb schutzlos zurück, verschwanden Metallteile, Einfriedungen und Grabsteine, um für den Bau von Kirchen und Stadtmauern verwendet zu werden. Einige entdeckte man später wieder, so etwa in Rothenburg ob der Tauber, in Ulm, in Erfurt oder in Nürnberg, wo sie als Treppenstufen im Aufgang zum Südturm der Lorenzkirche genutzt wurden.

Der friedliche Eindruck der heute geschützten Begräbnisplätze täuscht. Die noch bestehenden Friedhöfe sind eng mit der Geschichte des Nationalsozialismus verknüpft. So gibt es zahlreiche Friedhöfe in Orten, in denen seit langem keine jüdischen Gemeinden mehr existieren. Sie sind schweigende Zeugen einer weitgehend ausgelöschten Kultur, in den meisten Fällen eine Art „Momentaufnahme" der Zeit des Nationalsozialismus vor der sogenannten Endlösung, da nach 1938/39 nur noch wenige oder keine Beerdigungen mehr stattfanden. Spätestens dann waren die meisten Gemeinden „judenfrei" durch Auswanderung, Deportation und Vernichtung. Es kam vielerorts nicht nur zu Schändungen wie in der „Reichskristallnacht", auch später wurden immer wieder Steine

zerschlagen, Inschriften demoliert und insbesondere Grabsteine entfernt. So sind die Friedhöfe von heute oft halbleer, da trotz rechtzeitigen Zukaufs von Gelände wie in Schwäbisch Hall-Steinbach, Berlichingen oder Creglingen die am Ort wohnenden jüdischen Bürger durch Vertreibung und Mord keine Grabstätte mehr finden konnten. Manche zerstörten oder verschwundenen Grabsteine wurden von den überlebenden Angehörigen nach dem Krieg ersetzt. In einigen Fällen wurde durch zusätzliche Inschriften an das Schicksal der in den Konzentrationslagern Ermordeten erinnert. Hinzu kamen vor allem in den letzten Jahren von Gemeinden oder engagierten Bürgern gesetzte Gedenksteine für die vertriebenen oder umgekommenen Juden ihres Wohnortes.

„Manchmal sieht man auf einigen Gräbern kleine Steinchen, das Zeichen, dass Juden da waren, um die Gräber ihrer Eltern oder Verwandten zu besuchen. Gelegentlich kommen frühere Einwohner als Touristen, als Gäste, in fast jedem Dorf wird davon berichtet. In Berlichingen habe ich solche Besucher kennengelernt; die Distanz war groß. Man lernte das Unvermögen der Dorfbewohner auf eindringliche Weise kennen. Ein früherer Schulkamerad der jüdischen Gäste kam, er freute sich, die alten Bekannten wieder zu sehen; er fragte nach den drei Schwestern der einen Frau, und als dreimal die Antwort kam, sie ist tot, da merkte man, was zwischen den beiden Gruppen steht, wie tief der Einschnitt ist, wie groß die Ohnmacht."[1]

Die Schändungen, denen zahlreiche jüdische Friedhöfe in der Nachkriegszeit und insbesondere in den vergangenen Jahren ausgesetzt waren, wurden von den Kommunen schnell beseitigt. Die im Dritten Reich verursachten massiven Schäden jedoch wurden nie „repariert", sind somit bleibende Erinnerung an eine Gesinnung, die nicht einmal vor der letzten Ruhestätte der jüdischen Menschen Halt gemacht hat. Das Wort vom „Haus des Lebens" galt und gilt für die Opfer der NS-Zeit damals so wenig wie heute, wo rechtsradikal Gesinnte in gleicher Weise agieren. So kam es beispielsweise zu Schändungen auf dem Steinbacher Friedhof in den Jahren 1992 und 2000, kurz nachdem die ehemaligen jüdischen Hallerinnen und Haller ihrer früheren Heimatstadt einen Besuch abgestattet hatten.

Es ist traurige Realität, dass die Friedhöfe auch heute noch eines besonderen Schutzes bedürfen. Meist sind sie verschlossen, Schilder weisen auf strafrechtliche Konsequenzen hin, Wegweiser fehlen meist (bewusst). Diese Einschränkungen zeigen im Ernstfall bei Anschlägen allerdings wenig Wirkung.





Links: Berlichingen,
Gemeinde Schöntal
Rechts: Schopfloch

| Friedhofsordnung

Je nachdem, ob es sich um eine Stadt- oder Dorfgemeinde handelte, entstanden für die jüdischen Friedhöfe unterschiedliche Ordnungen. Generell galt jedoch, dass vom Friedhof zum äußersten Haus der Stadt oder des Dorfs ein Mindestabstand von 20 Ellen einzuhalten war. In Städten, wo die Juden abgeschlossen in einem Ghetto auf engstem Raum zusammenlebten, herrschten auch auf dem Friedhof beengte Verhältnisse, da er am Rande des Ghettos angelegt werden musste. Dies führte beispielsweise in Prag zu der Notlösung, die Toten übereinander zu beerdigen. Mindestens sechs Handbreit Erde musste dabei zwischen den Särgen liegen.

Anders war es auf dem Land, wo die christlichen Gemeinden ausschließlich landwirtschaftlich nicht nutzbares Land verkauften. Deshalb liegen die Begräbnisplätze oft an schlecht zugänglichen Steillagen, (Schwäbisch Hall-Steinbach, Braunsbach), am Waldrand (Laibach), auf sumpfigem Gelände (Berlichingen), in einigen Orten auch im Bereich des ehemaligen Galgenbergs (Öhringen, Crailsheim).

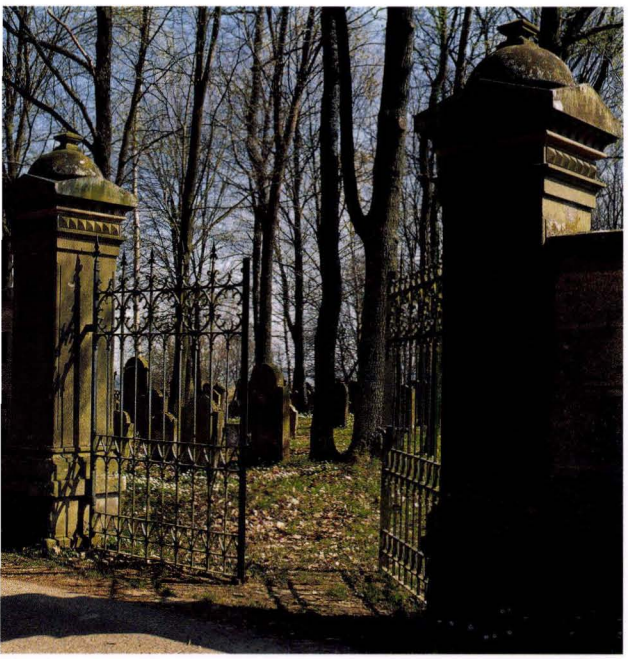
Kleinere Gemeinden unterhielten anfänglich aus finanziellen Gründen gemeinsam einen Friedhof – die sogenannten Verbandsfriedhöfe wie etwa Schopfloch oder Berlichingen.

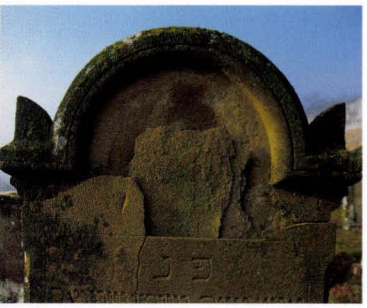
Für den Verstorbenen ist der Friedhof ein Haus ewiger Ruhe, der Boden, in dem er begraben ist, gehört ihm auf ewig, bis er am Ende der Tage – der Wiederkehr des Messias – durch die Erweckung der Totengebeine eine leibliche Auferstehung erfährt (Ezechiel 37). Deshalb legten die jüdischen Gemeinden auch Wert darauf, den Grund zu kaufen statt zu pachten, um den Toten die ewige Ruhe zu sichern. Nach jüdischer Auffassung dürfen Gräber auch nicht eingeebnet oder neu belegt oder der Friedhof einem anderen Zweck zugeführt werden.

So ist im Gemeinderatsprotokoll der Stadt Creglingen von 1848 zu lesen:

„‚Die isr. Gemeinden [...], welche gemäß ihren religiösen Institutionen keine Leichen ausgraben, sind genötiget, ihren Begräbnisplatz zu vergrößern, und die Kirchenvorsteher [...] haben deshalb in einer gemeinschaftlichen Eingabe an den Stadtrath das Ansuchen gestellt, denjenigen nördlicherseits anstoßenden öden Platz, welcher der Stadtgemeinde gehört und 1/6 Morgen 12 Ruthen betragen, verkäuflich an sie abzutreten [...]'. Der Stadtrat beschloss daraufhin: ‚[...]es solle der bezeichnete Platz um den binnen Jahres zu bezahlenden Kaufpreises von 15 Gulden zu besagtem Zwecke, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung abgetreten werden, daß zur Verhütung von Klagen der angrenzenden Grundbesitzer ein Gehölz oder schattenmachende Sträucher darin gepflanzet werden [...]'".[2]

Trotz dieser Einschränkungen ist das „Haus des Lebens" kein im religiösen Sinn „geweihter Boden", sondern ein Ort, dem man mit Respekt und Würde zu begegnen hat. So ist es z. B. nicht erlaubt, auf einem Friedhof zu essen, zu trinken, spazieren zu gehen oder aber Holz oder Gras zu sammeln und Vieh zu weiden. Ein einmal geschlossenes Grab soll nicht wieder geöffnet werden, deshalb wurden Angehörige nur in wenigen Fällen im gleichen Grab bestattet. Die Friedhöfe wurden bewusst sich selbst überlassen, Steine nicht restauriert oder aufgerichtet, da sie Eigentum der Toten sind, und somit dem natürlichen Verfall preisgegeben.





Oben: Creglingen
Unten: Hohebach,
Gemeinde Dörzbach

Zur Abwehr möglicher Störungen der Totenruhe muss der Begräbnisplatz umschlossen sein mit einer Mauer, einer Hecke und einem abschließbaren Tor, und selbst wenn ein Friedhof nicht mehr für Beerdigungen genützt wird, ist er als in die Landschaft eingebettete Gesamtheit zu erhalten. Da auch die Bäume eines jüdischen Friedhofs nicht gefällt werden dürfen, sind im Laufe der Zeit umfriedete, oft von hohen Bäumen markierte Haine entstanden, die, wenn sie in der freien Landschaft liegen, in ihrer Geschlossenheit auffallen und einen unverwechselbaren Anblick bieten.

Neben menschlichem Vandalismus ist, durch Alter und Umwelteinflüsse bedingt, bei vielen Grabsteinen zunehmender Verfall zu registrieren. Insbesondere der Sandstein blättert und bröckelt ab, Symbole verlieren ihre Konturen, Inschriften werden unleserlich. Das Eigengewicht der Steine drückt sie in den Boden, Bäume spalten, Efeu umwuchert sie, umgestürzte Steine bleiben liegen, werden eins mit dem Untergrund, verschwinden.

Dies ist für manche Menschen unverständlich, für viele macht es aber genau das Besondere eines jüdischen Friedhofs aus. Zwar sind sie heute fast alle im Besitz der jüdischen Kultusgemeinden, wo aber die jüdische Gemeinde vor Ort fehlt, kann die Pflege nicht wahrgenommen werden. Deshalb wurde durch gesetzliche Regelung festgelegt, dass die Durchführung notwendiger Erhaltungs- und Pflegemaßnahmen gegen Kostenerstattung von Bund und Land den Kommunen übertragen ist, in deren Gebiet der jeweilige Friedhof sich befindet. Da im Tod alle gleich sind, dürfen auch einzelne Grabsteine nicht restauriert werden. Nach dem die Friedhöfe heute die letzten Zeugen jüdischer Totenkultur sind, versucht man aber doch, die Steine behutsam wenigstens so zu konservieren, dass der Verwitterungsprozess verlangsamt wird. Alle Maßnahmen müssen jedoch immer nach Absprache und in Übereinstimmung mit dem Oberrat der Israeliten getroffen werden.

Trotz Verfolgung, Auswanderung und Vernichtung ihrer Angehörigen, ist für die überlebenden Juden der Heimatfriedhof, auf dem die Mitglieder ihrer Familien über Jahrzehnte hinweg ihre letzte Ruhe gefunden haben, von besonderer Bedeutung.

„Ein früherer Dünsbacher Bürger beantwortet die Frage [‚Empfinden Sie ... als Ihre Heimat'] auf englisch: ‚Not any more, after what happend. However I consider Duensbach as the resting place of the dead of us.'. Der Friedhof ist ein Reservat, das übrig blieb, das selbst die Nazis nur verwüstet, nicht restlos zerstört hatten. Die letzte Ruhestätte, ‚der gute Ort', ist für die emotionale Fixierung heute wichtig. Als ein Michelbacher aus Theresienstadt zurückkam und sah, dass die Nazis selbst den Friedhof geschändet hatten, das Tor als Alteisen verkauft, die Grabsteine umgestürzt, da raste er schreiend und klagend durchs Dorf, fassungslos über so viel Unmenschlichkeit. Die Zerstörungen wurden wieder, so gut es ging, ausgebessert – von wieder gut gemacht, kann keine Rede sein." [3]

Die hebräische Sprache kennt viele Begriffe, um das Wort „Friedhof" zu umschreiben. So heißt es im Prediger 12:5: „Bet Olam" – „ewiges Haus" oder „Haus der Ewigkeit", in das der Mensch am Ende seiner Tage geht, auch „Bet Hachajim" (auch Bet Hahayim) – „Haus des Lebens" oder „der Lebenden" ist weit verbreitet. In Deutschland oft gebräuchlich ist „der gute Ort", auf jiddisch der „Getort", mit dem wohl Angst und Unsicherheit vor dem Tod, dem Unbekannten gemildert werden sollte.

Die Anordnung der Gräber von Westen nach Osten herrscht vor, ebenfalls die Ausrichtung der Grabsteine nach Osten, Richtung Jerusalem. Zwingend war dies jedoch nicht, da man sich bei der Anlage der Gräber auch an die topographischen Gegebenheiten wie Steillagen anpassen musste. Da alle Toten gleich behandelt werden sollten, wurden sie in der Regel in der Reihenfolge ihres Ablebens beerdigt, so dass Ehepaare meist nicht nebeneinander liegen. Doch gibt es auch vereinzelt in früherer Zeit Doppelgrabsteine für Ehepaare oder Geschwister und in den Friedhöfen der Städte seit dem 19. Jahrhundert auch Familiengrabstätten. Mitunter wurden Rabbiner und andere Gemeindemitglieder, die sich besondere Verdienste erworben hatten, in getrennten Ehrenreihen bestattet. Kinder, Selbstmörder und im Wochenbett gestorbene Frauen wurden häufig separat in einer Ecke des Friedhofs oder an der Friedhofsmauer begraben (Berlichingen, Hohebach).



Michelbach
an der Lücke,
Gemeinde Wallhausen

Michelbach an der Lücke,
Gemeinde Wallhausen



Die Grabsteine - Inschriften und Formen

„‚Als Rahel gestorben war, begrub man sie an der Straße nach Efrata, das jetzt Bethlehem heißt. Und Jakob stellte eine Standsäule auf ihr Grab, das ist die Säule am Grabe Rahels bis auf diesen Tag.' (Genesis 35, 19 f.) Dies kommentiert ein Rabbiner mit dem Satz: ‚Noch ehe das Gesetz den Grabstein vorgeschrieben, ist er von der Pietät erdacht worden zur Erinnerung an die Entrissenen und zum Schutze des Grabes'".[4]

Erinnerung und Schutz des Grabes sind also die wichtigsten Bedeutungen der Grabsteine. Damit ein unwissentliches Betreten von Grabstellen ausgeschlossen wurde, markierte man sie in biblischer Zeit mit weiß gestrichenen Steinen am Kopf- und Fußende. Im 2. Jahrhundert n. Chr. wurden in Jerusalem die Bestimmungen erlassen, die in ihren Grundformen bis heute Merkmale jüdischer Friedhofskultur geblieben sind. Im europäischen Judentum setzte sich der aufrecht stehende Stein zu Häupten der Toten weitgehend durch. Wichtigster Bestandteil des Denkmals – Erinnerung – war die hebräische Inschrift, die den Namen, Personenstand, das Todesjahr oder das genaue Todesdatum enthielt.



Hohebach,
Gemeinde Dörzbach

Die frühesten erhaltenen Grabsteine aus dem 12. Jahrhundert weisen wie die aus späterer Zeit einfache archaische Formen auf, rechteckig oder Tafeln mit geschweiftem oder halbrundem Abschluss. Die Halbkreisformen werden als Abbild des Himmels interpretiert – der Tote, in der Erde bestattet, bekommt so einen Bezug zum Himmel, in dem sein Gott lebt – ein Ausdruck seiner Endzeithoffnung.

Bis zum 19. Jahrhundert etwa wurden Juden in der Regel nur mit dem Eigennamen und dem Namen des Vaters benannt. Dann verbreitete sich langsam der Brauch, sich nach dem Herkunftsort oder Wohnsitz zu nennen, so z. B. Kocherthaler, Landauer, Wertheimer oder Berlinger (von Berlichingen). Die Säkularisierung und

Mediatisierung unterwarf die Menschen im neuen Königreich Württemberg einer einheitlichen Gesetzgebung. Nach Artikel 3 des Judengesetzes von 1828 mussten die jüdischen Untertanen nun feststehende Familiennamen für sich und ihre Nachkommen annehmen. Von da an erscheinen auf den Grabsteinen neben den hebräischen deutsche Inschriften, zunächst bescheiden auf der Rückseite oder am Ende in einem Zusatz. Im Verlauf zunehmender Emanzipation und Assimilation setzte sich vor allem in größeren Gemeinden die deutsche Sprache durch, in religiös konservativeren Gemeinden hielt man an der hebräischen Inschrift fest.

Die hebräischen Inschriften älterer Grabsteine weisen in der Regel ein einheitliches Schema auf, auch wenn sich Ausführlichkeit, Reihenfolge und Ausarbeitung stark voneinander unterscheiden können. Die Kopfzeile beginnt mit der Formel „p. n." = po nikbar (hier ist bestattet) oder „p. t." = po tamun (hier ist geborgen). Es folgt ein Text mit einem Lob auf den Verstorbenen, dann kommen Name, Familienverhältnisse, Herkunftsort, Ehrentitel, Beruf, Sterbedatum bzw. mitunter auch das Begräbnisdatum. Das Lob der Verstorbenen, die Eulogie, orientiert sich an Zitaten aus der Bibel, aber auch an Eigenschaften wie gottesfürchtigem Lebenswandel, Frömmigkeit und Wohltätigkeit, Ansehen, bei Frauen darüber hinaus an Fleiß, Sittsamkeit sowie ihrem Wirken als Ehefrau und Mutter. Das Sterbedatum wird häufig nach der jüdischen Zeitrechnung angegeben und ist nur mit einer entsprechenden Tabellensammlung auf Tag und Monat umzurechnen. Die Erschaffung der Welt wurde auf 3760 vor der christlichen Zeitrechnung festgelegt, so entspricht dem jüdischen Jahr 5700 das Jahr 1940, 5600 ist 1840, 5500 ist demnach 1740. Oft wird bei Grabsteinen jedoch die „kleine Zählung" verwendet, bei der die Tausender wegfallen. Die Inschrift endet mit den Anfangsbuchstaben der Segensformel „t. n. z. b. h." (TNZBH – „tanazba") = thei nischmato/nischmata – zrura bizror hachajim (seine Seele sei aufgenommen in den Bund der Ewigkeiten, auch möge seine/ihre Seele eingebunden sein im Bündel des Lebens, auch mit dem Bande des Lebens).





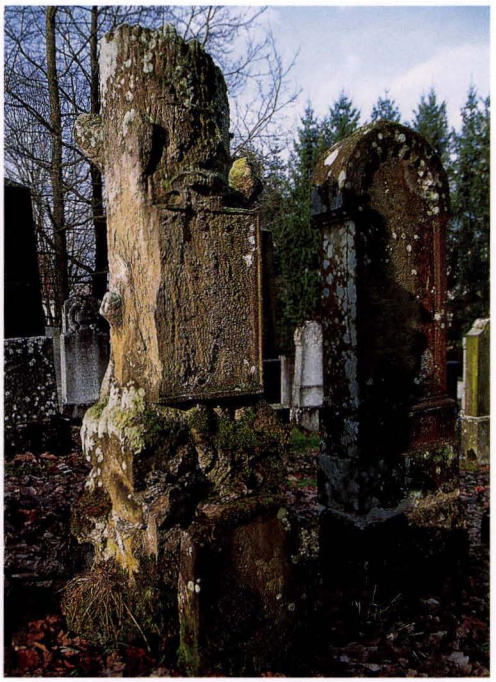
Steinbach,
Stadt Schwäbisch Hall,
oben: p.n.,
unten: t.n.z.b.h.

So wie sich die Inschriften im Laufe der Zeit politischen aber auch gesellschaftlichen Entwicklungen anpassten, veränderten sich die Steine insbesondere ab dem 19. Jahrhundert durch künstlerische Strömungen, oft auch durch die Anlehnung an Formen auf christlichen Friedhöfen. Die rechteckigen, in einem Bogen oder einer Spitze auslaufenden Grabsteine blieben über Jahrhunderte dominant, in ländlichen Gegenden sogar bis ins 19. und 20. Jahrhundert. Dies schloss die Ausschmückung mit Ornamenten im Renaissance- bzw. Barockstil, architektonische Details oder eingerahmte Schriftfelder nicht aus. Im 19. Jahrhundert setzte sich eine Tendenz zu größeren, prächtigeren Grabmalen in unterschiedlichsten Formen und Materialien durch.

Mit der zunehmenden Verbreitung des Klassizismus zu Beginn des 19. Jahrhunderts griff man dessen charakteristische Zierformen auf, vermischte sie aber auch mit anderen Kunststilen. So erscheinen palmettenförmige Akroterien (Giebelverzierungen griechischer Tempel) neben gotischem Maßwerk, mittelalterliche Treppengiebel neben maurischen Formen sowie reicher Schmuck aus Bändern, Blüten und Friesen. Auch bei der Renaissance werden später künstlerische Anleihen gemacht. Das Inschriftenfeld wurde dabei seitlich von Pilastern und kannelierten Säulen eingerahmt, von einem Dreiecksgiebel oder einer mit einer Muschel ausgefüllten Lünette (Bogenfeld) bekrönt.



Creglingen



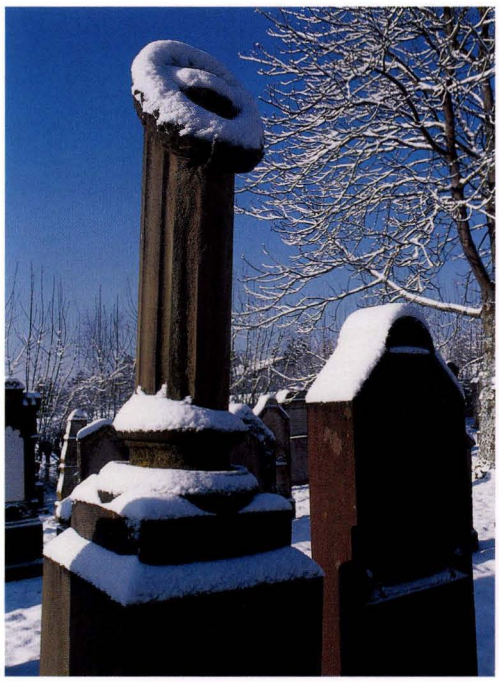
Schopfloch

Dekorationen wie Akanthusblätter, Palmetten und Rosetten stammen ebenfalls aus der Formensprache der Renaissance. Auch der Einfluss der neugotischen Architektur spiegelt sich in zinnenbekrönten Grabsteinen wider.

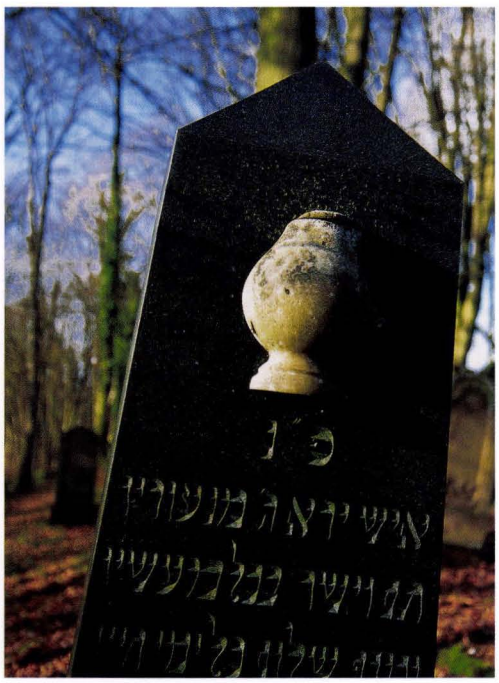
Eine aus der Antike abgeleitete Grabsteinform ist der Grabaltar, meist rechteckige Steinblöcke mit Urnen geschmückt, das Schriftfeld häufig mit gotischem Maßwerkornament verziert. Auch die seit dem 16. Jahrhundert auf christlichen Friedhöfen freistehende Grabsäule setzte sich im 19. Jahrhundert auf jüdischen Friedhöfen durch. In abgebrochenem Zustand sollte sie das zu früh beendete Leben des Verstorbenen, die Vergänglichkeit versinnbildlichen. Die gleiche Bedeutung haben die z.T. sehr realistisch dargestellten Baumstümpfe, die schon in der Bibel als Symbol für das abgebrochene Leben galten. Aus der ägyptischen Kunst und ihrer Formensprache wurde der Obelisk übernommen. Er war nicht nur Herrschaftszeichen der Könige, sondern auch Symbol des ewigen Lebens. Seit dem 19. Jahrhundert vor allem auf christlichen Friedhöfen präsent, wird diese Form zunehmend auch in der jüdischen Grabmalskunst Mode.

Generell gilt, dass für die Grabsteine heimisches Material verwendet wurde – so sind in unserer Region Sand- oder Kalkstein vorherrschend. Dabei hing die Ausgestaltung des Grabmals, seiner Inschrift, Symbolik und Ornamentik bis zum 19. Jahrhundert weitgehend von der Kunstfertigkeit der örtlichen Steinmetzen ab. Diese waren in der Regel Christen, da den Juden der Zutritt zu den Zünften der Handwerker bis dahin nicht erlaubt war.

„Die Grabsteine wurden meist vom örtlichen Bildhauer angefertigt. Der Lehrer verfasste die Inschrift und zeichnete sie groß auf. Der Bildhauer kopierte sie ganz genau." [5]



Crailsheim, abgebrochene Säule,
Grab des Moritz Moses Rosenfeld,
geb. 1857, gest. 1888



Berlichingen, Gemeinde Schöntal,
Obelisk des Samuel Bauer aus Öhringen,
geb. 1834, gest. 1890, mit Levitenkanne

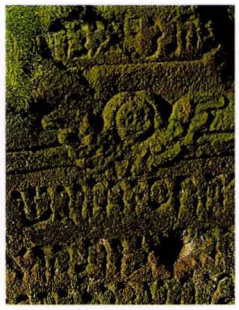
Die komplizierten, zum Teil leicht verwechselbaren hebräischen Buchstaben, die besonderen Zeichen und die der deutschen Schrift entgegengesetzte Lesart überforderten mitunter einen einfachen dörflichen Handwerker. So wird von Niederstetten berichtet:

„Neben einem solchen Doppelgrab mit Ring und nur einer Hand fällt in der Mitte des Friedhofs ein Stein auf, weil seine Inschrift in den oberen Zeilen seltsam krumm verläuft. An ihm lässt sich ablesen, was wohl für alle Steine gilt. Ein christlicher Steinmetz, der keine Kenntnis der hebräischen Schrift besaß, wurde mit dem Auftrag betraut. Ein großes Stück Papier, auf dem der Lehrer den Text schön aufgemalt hatte, lag ihm dazu vor. Und dann begann er offensichtlich gegen die Schrift von unten nach oben zu schlagen, bis er in diesem Falle merkte, dass er oben mit dem Platz in Bedrängnis kommt. Die Auftraggeber waren wohl zu arm oder zu bescheiden, die Annahme dieses etwas verunglückten Kunstwerks zu verweigern." [6]

In den städtischen Friedhöfen zuerst, später auch auf dem Land, setzten sich noch während der Zeit des Klassizismus, vor allem aber im 20. Jahrhundert teilweise wieder einfachere Grabmäler und damit verstärkt der Archetyp des jüdischen Grabsteins durch. Dafür aber wurden nun oft Steinarten verwendet, die nicht am Ort vorkamen, wie schwarzer und weißer Marmor, polierte Granitarten, oder man passte Inschriftentafeln aus schwarzem oder weißem Glasfluss in die heimischen Steinarten ein. Zarte Bänder, Blüten, Schmuckfriese, der Davidstern, auch Jugendstilornamente wurden in den dunklen Untergrund eingeschliffen.

| Ornamente und Symbole

Neben den erwähnten Ornamenten und Formen, die vorwiegend der künstlerischen Ausgestaltung eines bestimmten Grabmaltyps dienten oder auf die Vergänglichkeit des Lebens hinweisen, enthalten die jüdischen Grabsteine eine Fülle von Symbolen, die Hinweise auf den Beerdigten geben. Trotz des Grundgedankens der Gleichheit aller Verstorbenen soll deutlich werden, für wen dieser bestimmte Stein errichtet wurde.



Putto,
Berlichingen,
Gemeinde Schöntal

Die Zeichen geben Auskunft über das Leben der Toten, ihre Berufe, Ehrenämter, Namen oder Abstammung und besonderen Tugenden. Generell gilt das grundsätzliche Verbot der Bibel: „Du sollst dir kein Bild machen, kein Abbild dess', was im Himmel droben und was auf Erden hierunten und was im Wasser unter der Erde" (Exodus 20, 4). Dies bedeutet, dass in der Regel keine Abbildungen menschlicher Figuren auf den Grabsteinen zu finden sind, auch kein Bild Gottes oder ein entsprechendes Symbol. Dennoch gibt es immer wieder Ausnahmen, vor allem auf dem Alten Friedhof in Prag. Ein solch ungewöhnliches Beispiel ist auch auf dem ältesten Grabstein in Berlichingen zu sehen. Er wurde 1662 für eine Frau errichtet und mit einem barocken Putto geschmückt.

Rechts:
Schofarhorn,
Berlichingen,
Gemeinde Schöntal

Unten:
Davidstern,
Steinbach,
Stadt Schwäbisch Hall





Segnende Hände,
Crailsheim
Links: Grabstein des Isaak Kohn, Sohn von Nathan dem Kohen, geb. 1860, gest. 1929

Segnende Hände

Hände, merkwürdig zwischen Mittelfinger und Ringfinger gespreizt, die Finger so gehalten, dass die Daumen sich berühren, finden sich auf zahlreichen Grabsteinen unserer Region – keine Version gleicht dabei der anderen. Die zum Segen erhobenen Hände weisen darauf hin, dass der Verstorbene dem Stand der Priester angehörte. Dieser Stand war im Judentum kein Beruf. Ein „Kohen" (Plural: „Kohanim") führt seine Abstammung auf Aaron, Bruder des Moses und erster Hohepriester des 70 n. Chr. zerstörten Jerusalemer Tempels zurück, er war also Priester von Geburt. Auch die von „Kohen" abgeleiteten Familiennamen wie Cohn/Cohen, Kohn/Kohen, Kahn, Katz weisen auf diese Abstammung hin. Auf großen Friedhöfen besitzen die Priester eigene Grabreihen, entweder in der Nähe des Eingangs oder an der Mauer gelegen. An hohen Feiertagen spricht der Priester heute den Segen über die Gemeinde, die Fingerhaltung dabei entspricht der Abbildung auf den Grabmalen und damit dem aronitischen Segen.



Levitenkanne, Krug und Schüssel

Aaron war gleichzeitig Angehöriger des Stammes Levi, der im Unterschied zu den anderen Stämmen über keinen eigenen Landbesitz verfügte. Eine Kanne, oft mit darunter abgebildeter Schale, weist auf ein weiteres wichtiges Amt in der jüdischen Gemeinde hin. Leviten waren ursprünglich als Helfer der Kohanim mit Funktionen des Tempeldienstes betraut. Wie die Priester hatten auch sie ihre eigentlichen Aufgaben mit der Zerstörung des Jerusalemer Tempels verloren. Heute gießt der Levit dem Priester das Wasser über die Hände, bevor dieser den Segen erteilt. Nicht immer ist der Name Levi identisch mit der Stammeszugehörigkeit, weil Levi auch als Vorname gebräuchlich wurde. Mit der Emanzipation und der Vorschrift, feste Familiennamen anzunehmen, bürgerte sich dieser Name auch als Nachname ein, Varianten davon sind Lewinsohn, Halewi oder Löw.



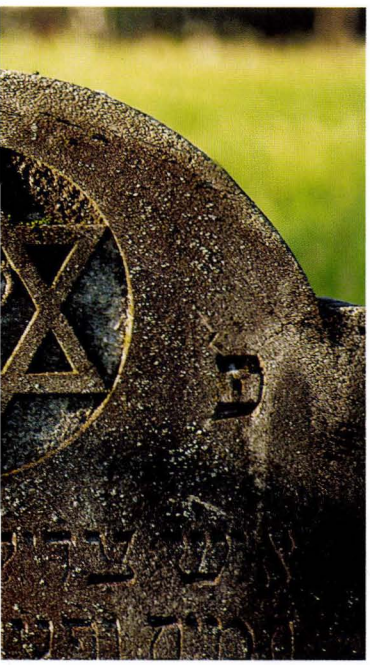




Schofar

Der Schofar ist ein Blasinstrument aus dem Horn eines Widders. Er dient als rituelles Instrument im Gottesdienst und wird z. B. im Zusammenhang mit dem Neujahrsfest (Rosh Haschana) und dem Versöhnungstag (Jom Kippur) geblasen, um die Sünder zur Umkehr zu mahnen. Das Schofarblasen war ein Ehrenamt. Das Instrument schmückt somit das Grab frommer und angesehener Männer, die diesen Dienst zu Lebzeiten ausgeübt haben.





Davidstern

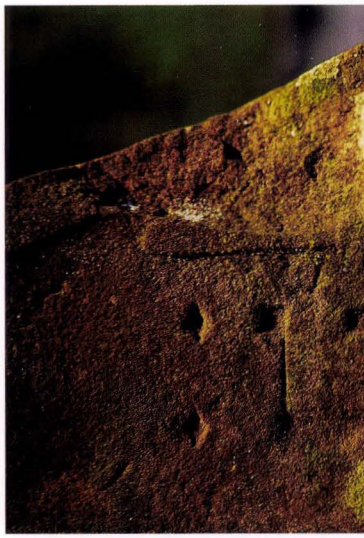
Der sechszackige Davidstern, hebräisch „Mogen David" oder „Magen David" = „das Schild Davids" gilt heute als das jüdische Symbol schlechthin. Diesen Sinngehalt erhielt er aber erst in jüngerer Zeit, ausgehend 1527 von der jüdischen Gemeinde in Prag. Als „Abzeichen" des Judentums findet er vor allem im 19. und 20. Jahrhundert eine starke Verbreitung in der Grabmalskunst. Die ineinandergeschobenen gleichseitigen Dreiecke sind Sinnbild der Verknüpfung der sichtbaren mit der unsichtbaren Welt. Die sechs kleinen Dreiecke symbolisieren die sechs Wochentage, die sich um den heiligen Schabbat gruppieren.

Oben:
Levitenkanne,
Berlichingen,
Gemeinde Schöntal
Mitte:
Levitenkanne und
Beschneidungsmesser,
Niederstetten
Unten:
Schofarhorn,
Crailsheim

Beschneidungsmesser

Der „Mohel", Beschneider, übt ein wichtiges Amt innerhalb der jüdischen Gemeinde aus. Seine Aufgabe ist es, Knaben am achten Tag nach ihrer Geburt in einer kleinen Operation zu beschneiden. Die „Berit Mila", Zeichen des Bundes mit Abraham, ist mit der Namensgebung verbunden und entspricht in ihrer

Bedeutung der Taufe bei den Christen. Der „Mohel" war ein ausgebildeter Fachmann, oft ein Arzt, der die rituellen Vorschriften kennen und darüber eine Prüfung vor dem Rabbinat ablegen musste. Neben dem Messer findet man mitunter auch einen Teller, eine Salbenbüchse oder einen Weinbecher, über dem der Segen gesprochen wird, dargestellt.



Schächtmesser



Ein großes Messer auf den Grabsteinen steht für das Amt des „Schochet", Schächter. Seine Aufgabe ist es, das Fleisch reiner Tiere durch rituelles Schlachten „koscher" zu machen. Dabei wird dem nicht betäubten Tier mit einem scharfen Messer der Hals durchschnitten, damit das Blut, dessen Verzehr verboten ist, rasch ablaufen kann. Hatte das Messer eine Scharte, durfte das Fleisch nicht verzehrt werden.

Bücher, Torarollen, Toraschrein, Gesetzestafeln



Sie gelten als Zeichen für die Weisheit, Gelehrsamkeit und Belesenheit des Verstorbenen. Da das Studium der Bücher im Judentum eine große Rolle spielt („Volk des Buches"), haben Gelehrte, Lehrer, Vorbeter, Rabbiner und Autoren diese Symbole auf ihren Grabsteinen. Sie gelten darüber hinaus auch für ein frommes und regeltreues Leben.

Krone



Eine Krone gilt als Zeichen des guten Namens, des guten Rufs der Verstorbenen.

„Bereits in den ‚Sprüchen der Väter (IV, 17) aus dem 2. Jahrhundert nach Chr. heißt es: ‚Rabbi Schimon sagte: Es gibt drei Kronen, die Krone der Tora, die Krone der Priesterwürde und die Königskrone, aber die Krone des guten Namens stellt sie alle in den Schatten'."[7]

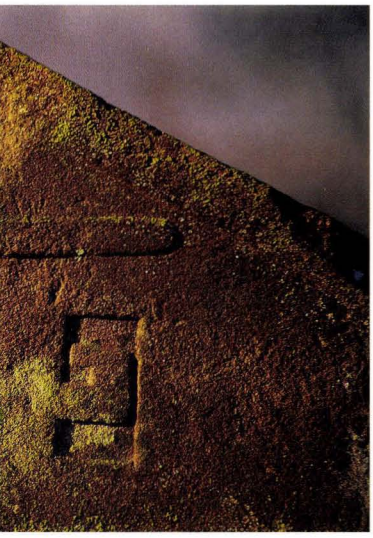
Oben:
Buch, Niederstetten
Mitte:
Krone, Weikersheim
Unten:
Eichenzweige,
Berlichingen,
Gemeinde Schöntal

Pflanzen

Dem Grabmalstil entsprechend, finden sich oft Akanthusranken, Lorbeer- oder Efeuzweige, Laubwerk, Eichenblätter, Kränze sowie Festons, girlandenartige Gehänge aus Blumen und Früchten im hellenistischen Stil. Sie sind einerseits Dekoration, andererseits haben diese Pflanzen auch einen Sinngehalt. So repräsentiert der Kranz in seiner geschlossenen Form die Ewigkeit und Auferstehung, Lorbeer- und Eichenlaub sind Zeichen des Ruhmes. Blüten aller Art sind Symbole des Lebens genauso wie der Palmzweig, die „Palmette", der in verschiedenen Variationen auf-



Oben: Messer, Steinbach, Stadt Schwäbisch Hall, Grab des Mosche, Beschneider
Unten: Abgeknickte Rose, Hohebach, Gemeinde Dörzbach, Frieda Marx, geb. 20.7.1868, gest. 13.4.1881



taucht. In der klassizistischen Symbolik gilt er als Siegeszeichen, im Orient ist die Palme ein Baum des Lebens, dem weder Dürre noch Hitze und Sturm etwas anhaben können.

„Die Palme steht auch für das lange Leben des Gerechten: ‚Der Gerechte wird blühen wie die Palme, wie die Zeder des Libanon wird er wachsen. Die gepflanzt sind im Hause des Herrn, werden in den Höfen unseres Gottes blühen. Noch im Alter werden sie frisch sein und voller Kraft sprossen.' (Psalm 92, Vers 13)."[8]

Mohnkapsel

Die Mohnkapsel ist ein Symbol aus der Antike, das den Schlaf versinnbildlicht. Weil dieser als Bruder des Todes gilt, wählte man gern die Mohnkapsel als Zeichen für den „ewigen Schlaf".



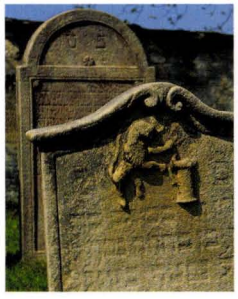
Geknickte Rose oder Blume,
abgebrochene Säule, Baumstumpf

Die Rose, schon in der Antike ein Zeichen der Liebe, findet sich in abgeknickter Form in der Regel auf Frauengräbern. Sie ist wie die abgebrochene Säule oder der Baumstumpf ein Symbol für ein früh beendetes Leben. Andere geknickte Blumen schmücken die Grabsteine von Kindern und Jugendlichen, sie deuten ebenfalls auf einen frühen Tod hin.

Tiere

Seltener als andere Symbole finden sich Tierabbildungen auf den Grabsteinen. Sie repräsentieren in der Regel den Namen des Verstorbenen, so steht z.B. ein Hirsch, das Symbol des Stammes Naftali, für „Hirsch" oder „Zwi". Am häufigsten vertreten ist der Löwe, ein Hinweis auf den Namen „Löw", „Löb", den Vornamen „Leib" oder auf den Stamm Juda, auf den sich die Juden zurückführen.

Weitere verbreitete Symbole wie die Menorah, der siebenarmige Leuchter aus dem Tempel, das wichtigste Zeichen des Judentums, die Schabbat- und die Öllampe sind auf den Grabsteinen der hier beschriebenen Friedhöfe ganz selten zu finden. Sinnbilder für Berufe wie Schere oder Äskulapstab fehlen in dieser Region ganz. Wohl aber gibt es einzelne Grabsteine, auf denen Helme und Fahnen für jüdische Kriegsteilnehmer des Ersten Weltkrieges abgebildet sind.



Niederstetten



Schopfloch





Oben:
Palmzweig,
Hohebach,
Gemeinde Dörzbach
Unten:
Tiersymbol,
Niederstetten

| Die Beerdigung

Die würdige Behandlung von Sterbenden oder Toten war eine der wichtigsten religiösen Pflichten in der jüdischen Gemeinschaft. Natürlich war dies in erster Linie Sache der nächsten Angehörigen. Unterstützt wurden sie dabei von der „Chewra Kaddischa", einer Beerdigungsbruder- oder schwesternschaft, die sich auch um die Armen und Alleinstehenden kümmerte. Die ehrenamtliche Mitgliedschaft in einer solchen „Heiligen Gemeinschaft" war ein Akt der Nächstenliebe und ein Zeichen großer Frömmigkeit. Neben der Vorbereitung eines Verstorbenen für den letzten Gang oblag ihr auch die Pflege und Erhaltung der Friedhöfe und Grabsteine sowie die Führung des Beerdigungsregisters, bis diese Aufgabe von den Standesämtern übernommen wurde.

„Die Gemeinde hatte für diesen Tag [Gründung der Chewra Kaddischa von Niederstetten 1840] einen Fasttag auf sich genommen. Der Rabbiner hielt eine feierliche Rede, und die Gemeinde sprach die für ein derartiges Ereignis passenden Gebete. Es wurde an jenem Tag bestimmt und niedergelegt, wer die Leiche zu begleiten hatte, in welcher Reihenfolge die Mitglieder beim Grabmachen helfen sollten, wer von derartiger Dienstleistung befreit sein sollte [z.B. Leute über 70 Jahre und die nächsten Verwandten bei einer Beschneidung]. Es wurde ferner angeordnet, dass wenn jemand drei Tage lang krank sei, sich einige Mitglieder zu ihm begeben und ihn veranlassen sollten, ein bestimmtes Gebet zu sprechen."[9]

Den letzten Stunden eines Sterbenden wird in der jüdischen Religion eine große Bedeutung zugemessen. Da der Sterbende sich nicht vor dem Tod fürchten soll, werden mitunter die Angehörigen aus dem Zimmer geschickt, um ihm deren Wehklagen zu ersparen. Die Brüder oder Schwestern der Chewra Kaddischa übernehmen unter den vorgeschriebenen Gebeten die Wache am Krankenlager.

Kurz vor dem Eintritt des Todes wird das „Sch'ma Israel": „Höre Israel! Gott, unser Herr, ist ein einiger, einziger Gott" rezitiert, in der Hoffnung, die dahingehende Seele werde auf den Flügeln dieses Bekenntnisses zum Einzig-Einen, zum Schöpfer, in die Ewigkeit getragen. Als Todeszeitpunkt gilt das Ende der Herz- bzw. Lungentätigkeit. Nun wird der Segen „baruch dajan ha emet" („Gelobt sei der wahrhafte Richter") gesprochen. Alle Anwesenden, auch die ins Zimmer zurückgekehrten Angehörigen, reißen sich zum Zeichen der Trauer die Kleidung ein.

„Den Toten ließ man eine Viertelstunde liegen, dann hielt ihm ein Mitglied des Krankenvereins eine Flaumfeder unter die Nase, um zu sehen, ob der Tote noch atmete. Danach wurde der Leichnam gewaschen. Männer bzw. Frauen des Krankenvereins bedeckten die Leiche mit einem Leintuch. Sie wuschen den Körper aus einer irdenen Schüssel und zwar so, dass immer nur die jeweilige Stelle bloß lag, die gerade gereinigt wurde. War diese Prozedur beendigt, wurde die Schüssel zerschlagen; die Scherben wurden auf Augen, Mund, Nase und Ohren gelegt, damit kein Schmutz hineingekommen ist (Oberdorf). Dann wurde der Leiche das Sterbekleid angezogen, jenes Hemd, das man zur Hochzeit geschenkt bekommen hatte und an jedem Versöhnungsfest, den Tod bedenkend, trug. Die Mitglieder des Wohltätigkeitsvereins kamen zum ‚Abheben', sie betteten die Leiche auf Stroh, wenn möglich im Sterbezimmer, das Gesicht gen Osten zugewandt, die Füße zu der Tür. Die Spiegel im Hause wurden umgedreht, ein Seelenlicht aufgestellt. Für

Besucher des Trauerhauses hielt man einen Hafen mit Wasser und ein Handtuch bereit. Der Sarg war schlicht, er bestand aus ungehobelten Brettern. Jedes Mitglied der Gemeinde schlug einen Holznagel in den Deckel, um den Sarg zu verschließen.'"[10]

Sicher laufen heute die Beerdigungen in den jüdischen Gemeinden unterschiedlich ab, je nachdem, ob sich diese einer liberaleren oder traditionelleren Ausrichtung verpflichtet fühlen. Hier sollen jedoch in erster Linie die Riten aufgezeigt werden, wie sie in der Zeit vor dem Holocaust in den württembergischen Gemeinden weitgehend üblich waren.

Den Männern wurde zum Sterbekleid der Tallit, der Gebetsschal, umgelegt. Die rituelle Waschung zuvor fand nicht immer im Sterbehaus, sondern, wenn vorhanden, auf dem Friedhof in einem besonderen Gebäude, dem „Bet Tahara", „Haus der Reinigung", statt. Es war üblich, den Toten, die in der Diaspora, also außerhalb Israels – und damit nicht im „Land der Väter" – begraben wurden, unter den Kopf ein Säckchen mit Erde aus dem Heiligen Land in den Sarg zu legen. Andernorts wurde der Sand im Sarg verteilt oder wie in Crailsheim auf dem Grab verstreut.

„Erde aus dem Heiligen Land: keine Phantasie, keine Mystifikation. Es gibt tatsächlich etwas Sand, der aus dem Land Israel stammt und von dort überall, wo es Juden gibt, das heißt in die ganze Welt geschickt wird. Praktisch überall liegt also ein Säckchen Erde aus ‚Eretz Israel', d. h. dem Land Israel, bereit, wenn der sterblichen Hülle eines Kindes Israel die letzte Ehre erwiesen wird. Behutsam werden nochmals die Augen zugedrückt, falls sie sich geöffnet haben. Denn schlafen wird der Tote, im Staub schlafen bis zum Tag des großen Erwachens." [11]

Die Beerdigung der Leiche sollte so bald als möglich erfolgen, manchmal geschah dies sogar am Sterbetag, wie dies im Orient meist noch heute der Brauch ist. Bei einem Todesfall am Schabbat oder an hohen Feiertagen fand die Bestattung einen Tag später statt. Diese Regelung setzte sich im 19. Jahrhundert durch. Der Tote sollte ursprünglich möglichst nicht über Nacht liegen bleiben, weil darin eine Verletzung seiner Würde gesehen wurde. Das Grab wurde durch die Mitglieder der Chewra Kaddischa erst am Begräbnistag ausgehoben. Mitunter gab es Probleme, wenn eine Beerdigung auf den Sonntag oder einen christlichen Feiertag fiel. In Braunsbach erregte so ein Vorfall im Jahre 1795 die Gemüter:

„Am Karsamstag starb ein kleines jüdisches Kind. Wie üblich, wollten die Juden das Kind am folgenden Tag beisetzen, am Ostersonntag. Die bürgerliche, christliche Gemeinde protestierte gegen das Begräbnis, weil dadurch der hohe Feiertag ‚geschändet und entheiligt' werde. Die Juden verwiesen darauf, dass der verstorbene Schmul sogar an einem Karfreitag beigesetzt worden sei. Der katholische Bürger Peter Kaltenbach habe das Grab geschaufelt, da es angeblich den Protestanten verboten sei, an diesem Tag die Erde zu berühren. Die Juden wandten sich in ihrer Not an den Amtmann, der dem Bürgermeister klarmachte, ‚dass das Begraben eines toten Juden als ein notwendiges und Liebeswerk auch auf solchen Tagen nichts Entheiligendes an sich habe.' [...] Der Judenvorsteher versicherte, dass der Säugling ohne alles Geräusch und Gepränge oder Begleitung in aller Herrgottsfrühe durch einen Mann unter seinem Mantel verborgen an den Begräbnisort getragen und beerdigt werde.

Die jüdische Gemeinde könne sich in Religionsangelegenheiten nicht beeinträchtigen lassen. Der Amtmann erlaubte die Beisetzung, doch nach dem Gottesdienst am Ostersonntag kam es zu heftigen Debatten im Wirtshaus, wo schwer über den Amtmann räsoniert wurde."[12]

An den Beerdigungen beteiligten sich Angehörige aller Konfessionen ganz selbstverständlich, wie auch die Juden an den christlichen Beerdigungen teilnahmen. Da die Friedhöfe in der Regel weit außerhalb des Orts lagen, wurde der Sarg mit einem Leichenwagen gefahren, die Trauergemeinde folgte zu Fuß. In Niederstetten beispielsweise organisierte die Trauerfamilie auch jeweils einige mit Pferden bespannte Kutschen für diejenigen, denen der Weg zu beschwerlich war. Mitunter kehrten die Christen am Ortsrand um (Olnhausen), oder sie gingen mit bis zu einer bestimmten Weggabelung, bis zum nächsten fließenden Gewässer (Nagelsberg), bis zum Friedhofstor oder auch bis auf den Friedhof. Jüdische Frauen, die getrennt von den Männern den Trauerzug begleiteten, mussten mancherorts ebenfalls umkehren, bevor der Friedhof erreicht war.

„Moses Stern war dann der letzte Jude, der hier starb und im ‚Basarem' in Berlichingen zu seinen Vätern versammelt wurde. Dort sprach der Rabbiner die Abschiedsworte, und die Ernsbacher gingen zurück. Die Judenfrauen mussten schon am Brunnen umkehren, da gab es strenge Bräuche."[13]

Auf dem Friedhof wurde der Sarg in die Erde versenkt, während Gebete, die sich mit der Allmacht Gottes befassen und die Ergebenheit in das Unheil des höchsten und ewigen Richters ausdrücken, gesprochen wurden. Anschließend hielt der Lehrer oder Rabbiner eine Ansprache. Das Totengebet „Kaddisch", ein aramäisches Gebet, das Gott in all seinem Walten als heilig preist, zu sprechen, war für den hinterbliebenen Sohn die größte Ehre. Darin legt er Zeugnis ab davon, dass er den Tod akzeptiert, heißt es doch: „Er wird den Tod verschlingen auf ewig. Und Gott der Herr wird die Tränen abwischen." Die Trauergemeinde schließt sich seinem Bekenntnis an mit den Worten: „Der Name des Ewigen sei gepriesen von jetzt an und in Ewigkeit."

Die Angehörigen und die Freunde der Familie lassen nacheinander drei Schaufeln Erde auf den Sarg fallen und sagen dabei „Erde zu Erde." Dann entfernen sie sich durch das Spalier der Trauernden, nehmen dabei aber einen anderen Weg als den, der zusammen mit dem Verstorbenen begangen wurde – deshalb haben die meisten Friedhöfe zwei Eingänge. Sie werden begleitet von den Worten: „Gott tröste euch inmitten aller übrigen Trauernden Zions und Jerusalems." Vielerorts war es Brauch, ein Büschel Gras auszureißen und sich über die Schulter zu werfen, um so an die Vergänglichkeit des Seins zu erinnern. Mit einer symbolischen Händewaschung und einem letzten Gruß verlässt die Trauergemeinde den Toten, um ins Leben zurückzukehren. „Gesegnet sei das Andenken der Gerechten. Mögen sie der ewigen Seelenruhe teilhaftig werden."

Nun beginnt für die nächsten Angehörigen die siebentägige Trauerzeit, die „Schiwa" oder das „Schiwe sitzen". Die Bräuche sind in jedem Ort verschieden. Auf einfachen Hockern, aber auch auf dem Fußboden sitzen die Familienangehörigen, die vom Tag der Beerdigung an sieben Tage das Haus nicht verlassen. Die Mitglieder der Gemeinde bemühen sich, den Trauernden die schweren Stunden zu erleichtern. Besuche werden

gemacht, oft wird die Familie auch mit Essen versorgt, gemeinsame Gebete, sogar Gottesdienste werden im Trauerhaus abgehalten. Kurz nach dem Morgengebet am siebten Tag erheben sich die Trauernden und nehmen wieder am Alltag teil.

Dennoch ist die Trauerzeit noch nicht zu Ende. Sie dauert ein Jahr, in dem man sich aller Freude enthält. Während dieser Zeit brennt ein ewiges Licht im Haus, vor dem die Familie gemeinsam das Kaddisch-Gebet spricht. Der Friedhof wird während des Trauerjahres nicht besucht. Der inzwischen gefertigte Grabstein wird zum Jahrestag des Todes, Jahrzeit genannt, gesetzt und bei einer kleinen Feier enthüllt.

„Jedes Jahr am Todestag eines Elternteils entzündeten die Kinder ein Jahrzeitlicht oder eine Jahrzeitkerze, fasteten, waren wohltätig, wurden vor die Thora aufgerufen und gingen für Kaddisch zum Friedhof. Auf dem Friedhof legten sie eine Handvoll frisches Gras und Steine auf das Grab. Dadurch zeigten die Trauernden, dass sie eine gute Tat getan hatten." [14]

Blumenschmuck bei der Beerdigung, aber auch eine Bepflanzung des Grabes sind nicht üblich. Die Erklärung liegt in einem jüdischen Gesetz, dass alles, was dem Toten gehört, nicht dem Genuss des Lebenden dienen soll. Heute sieht man auf modernen jüdischen Friedhöfen immer wieder Ausnahmen von dieser Regel, auf den alten Friedhöfen findet man dagegen Steine, die als Symbole des Besuches, des Angedenkens, auf den Grabstein gelegt werden. Diese „Besuchersteine" – kleine Gesteinsbrocken, Kiesel, selbst Fragmente von Grabsteinen, sind möglicherweise ein Relikt aus alter Zeit, wo Gräber noch als Steinhügel ausgeführt waren und jeder Stein eines Besuchers dazu diente, das Grab zu erhalten und es, in der Zeit der Wüstenbestattungen, gegen Tiere zu sichern.



Steinbach,
Stadt Schwäbisch Hall

Die heute oft nahezu romantisch anmutenden Begräbnisplätze im Wald oder an schwer zugänglichen Stellen, verursachten den Trauernden jener Zeit unendliche Mühen. So mussten viele Kilometer zu jeder Jahreszeit zu Fuß oder mit dem Pferdegespann zurückgelegt werden. Um z.B. eine christliche Gemeinde zu umgehen, damit diese nicht durch eine jüdische Trauergemeinde belästigt wurde, waren oft weite Umwege notwendig. So zeigen heutige Karten noch immer den „Judenweg", der um Waldtann zum Verbandsfriedhof nach Schopfloch bei Feuchtwangen führte.

„Die Faszination, die heute von jüdischen Friedhöfen ausgeht, liegt wohl zum Teil an der geheimnisvollen Schönheit, die sie ausstrahlen. Geheimnisvoll, weil man die Zeichen auf den Steinen nicht versteht, weil die Orte verlassen wirken, die Gräber überwachsen sind." [15]



Links: Hohebach,
Gemeinde Dörzbach

| Die Friedhöfe

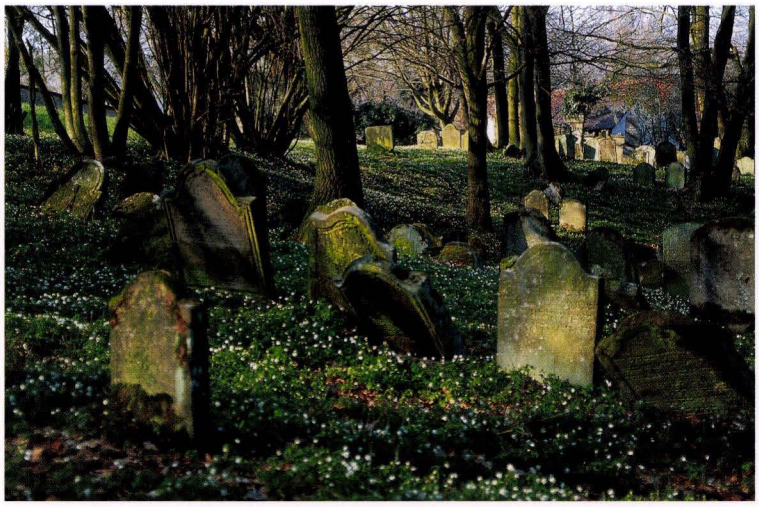
Im Folgenden werden die jüdischen Friedhöfe im Landkreis Schwäbisch Hall, im Hohenlohekreis und drei Beispiele aus dem Main-Tauber-Kreis vorgestellt. Die Beschränkung auf Creglingen, Niederstetten und Weikersheim erscheint eher willkürlich, doch deckt sich das damit erfasste Gebiet auch grob mit dem Bereich Württembergisch Franken. Da jeder Friedhof, je nach Größe und Bedeutung, in der Ausstellung wenigstens mit zwei bis drei Bildmotiven vertreten sein soll und darüber hinaus auch bei dieser Publikation ein bestimmter Umfang vorgegeben war, wurde auf eine Darstellung der übrigen Friedhöfe des Main-Tauber-Kreises verzichtet.

Dennoch ergibt die Auswahl einen guten Einblick in die doch sehr unterschiedliche Art der Friedhöfe, die u. a. abhängig ist von deren Alter, ihrer Lage, dem für die Grabsteine verwendeten Material, den künstlerischen Formen, den Symbolen und dem Erhaltungszustand. Es ging uns darum zu zeigen, welche Einzigartigkeit und Qualität die Begräbnisorte dieser durch deutsche Gründlichkeit beinahe vernichteten, auf museale Aspekte reduzierten Kultur haben. Die „Bet Hachajim" wurden von Menschen geschaffen, die unter uns gelebt haben und deren Totenkult weit mehr als im Christentum Sinnbild der Vergänglichkeit allen Lebens ist.

Wir haben versucht, zum einen dokumentarische Bilder auszuwählen, zum anderen aber auch zu zeigen, welche tiefe und ergreifende Schönheit diesen Friedhöfen eigen ist. Eine schwierige Gratwanderung, besteht doch die Gefahr, dass mit dem Mittel der Ästhetik auch die dort geschehenen Übergriffe in den Hintergrund treten. Andrerseits ist es eine Möglichkeit, Menschen zu sensibilisieren für Orte, die seit mehr als einem halben Jahrhundert verlassen sind und wo dennoch immer wieder die Ehre der Toten, die wehrlos sind, der Schändung durch rechtsradikale, neonazistische Menschen ausgesetzt ist.

„Wir sind geboren, uns zu erinnern. Nicht vergessen, sondern erinnern ist unsere Aufgabe." (Heinrich Böll)

Jeder Friedhof ist Teil der Geschichte eines Dorfes, einer Stadt dieser Region und der einst hier lebenden Juden. Deshalb stellen wir die Friedhöfe und die betreffende Gemeinde jeweils in einem kurzen geschichtlichen Überblick vor. Die Ausführlichkeit des Abrisses hängt einmal von der Bedeutung des Orts, aber auch von den uns zugänglichen Quellen ab. Der als erster dargestellte Verbandsfriedhof Schopfloch bei Feuchtwangen liegt zwar außerhalb unserer Region, er war aber als Begräbnisplatz über viele Jahrzehnte für eine Vielzahl jüdischer Gemeinden von großer Bedeutung.



| Der Verbandsfriedhof in Schopfloch, Mittelfranken

Die Ortsherrschaft des heute in Bayern liegenden Marktfleckens teilten sich bis 1806 die Grafschaft Öttingen und die Markgrafschaft Ansbach. Zwar sind erst seit 1561 Juden nachgewiesen, möglicherweise waren aber bereits 1507 Nördlinger Juden nach ihrer Vertreibung dorthin gelangt. 1598 wird ein Copp Jud aus Schopfloch urkundlich erwähnt. Die Entwicklung der jüdischen Gemeinde vollzog sich ähnlich wie in den meisten ländlichen Orten Württembergisch Frankens. 1785 waren 217 Juden in Schopfloch ansässig, ihre Zahl erreichte 1835 den Höchststand von 335 Personen, bei insgesamt 1390 Einwohnern waren das 24 Prozent. Da somit jeder vierte Einwohner Schopflochs jüdischen Glaubens war, sprach man damals vom „Juden-Schopfloch". Eine 1679 errichtete Synagoge wurde 1874 als baufällig abgerissen und 1877 durch einen Neubau ersetzt.

Aufgrund der regen nachbarschaftlichen Kontakte zwischen Juden, Katholiken und Protestanten entwickelte sich hier eine lokale Umgangssprache, das „Lachoudische", das vor allem auf den Märkten gesprochen wurde. „Lachoudisch" - eine Sprachschöpfung aus den hebräischen Worten „Leshon Hakodesh" (heilige Zunge) - war die vom „Jiddischen" beeinflusste Sprache der Händler und ihrer Kunden. Bis 1930 lag der Ross- und Rinderhandel fast ausschließlich in Händen jüdischer Bewohner, ein anderer Teil lebte vom ambulanten Handel. Diese zogen mit dem „Huckelkorb" durch die Gegend, um Waren des täglichen Bedarfs zu verkaufen. Durch Ab- und Auswanderung sank die jüdische Einwohnerschaft kontinuierlich auf 215 im Jahr 1872 und auf 125 Personen 1898 (6 Prozent). Die Judengasse, Standort der Synagoge und der Schule, wurde 1881 im Einverständnis mit den jüdischen Bewohnern in Bahnhofstraße umbenannt, als der vom Handel abhängige Ort Anschluss an die Bahnlinie erhielt. 1920 betrug der jüdische Bevölkerungsanteil noch knapp 3 Prozent, nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 waren 37 und 1939 noch 24 Juden im Dorf. 1938 wurde die Gemeinde aufgelöst, im Oktober 1939 galt der Ort als „judenfrei". Drei Familien konnten rechtzeitig nach Amerika auswandern, die Mitglieder von sieben weiteren Familien wurden in Auschwitz ermordet.



Oben und links: Schopfloch, alter Friedhofsteil





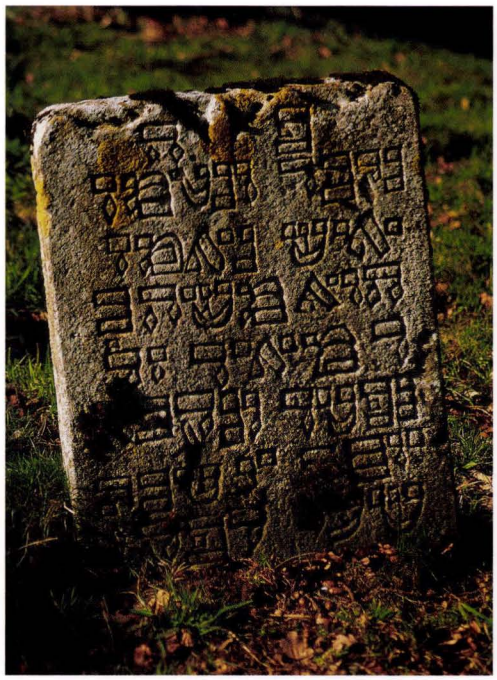


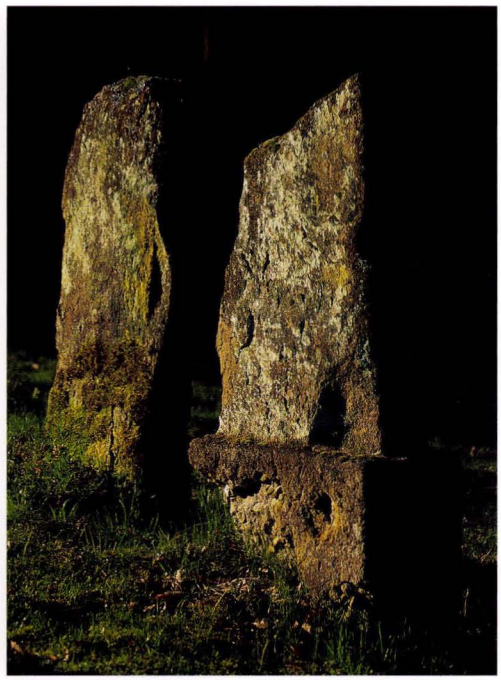
Oben:
Magen David auf dem Grabmal von Karolina Oberdorfer von Wittelshofen, geb. 7.3.1862, gest. 10.3.1913
Unten:
Buch auf der Grabstätte Gidel (?) Landauer von Gerabronn, geb. 10.3.1817, gest. 7.2.1869, Schopfloch

An einem Hang am nördlichen Ortsrand liegt der 1612 eröffnete Verbandsfriedhof, der 1802 auf 140 Ar erweitert wurde. Die ältesten der ehemals ca. 1600 Grabsteine, von denen noch 1356 erhalten sind, befinden sich im östlichen Teil des Friedhofs. Dieser ist von einer massiven Steinmauer umgeben und besitzt zwei Eingänge, die mit eisernen Toren verschlossen sind. Das Gelände, unmittelbar oberhalb eines Weihers gelegen, weist mehrere Ebenen auf, eine Vielzahl alter Grabsteine ist in den nassen, z. T. sumpfigen Untergrund eingesunken. Am Südrand, in der Nähe des zweiten Eingangs, stehen zwei bemerkenswerte Grabsteine mit umrissenen Buchstaben. Im Bereich des Haupteingangs befinden sich die repräsentativeren Grabsteine des 19. und 20. Jahrhunderts auf relativ engem Raum. Hier finden sich besondere Formen wie aufgeschlagene Bücher, Baumstümpfe, eine in weißen Marmor gehauene Palme, dazu gibt es mehrere Soldatengräber aus dem Ersten Weltkrieg. Die letzten Beerdigungen erfolgten 1937. In der „Reichskristallnacht" 1938 wurde die Synagoge in Brand gesteckt, das Feuer konnte jedoch rechtzeitig gelöscht werden. Dafür brannte man einige Wochen später das Taharahaus im Judenfriedhof nieder. Von ihm ist heute nichts mehr zu sehen.

Viele Gemeinden aus dem heutigen bayerischen und württembergischen Franken nutzten diese Beerdigungsstätte, so Braunsbach bis 1747, Hengstfeld bis 1809, Schwäbisch Hall mit Steinbach bis 1809, Dünsbach und Gerabronn bis 1823, Michelbach an der Lücke und Wiesenbach bis 1840, Crailsheim mit Goldbach und Ingersheim sowie Unterdeufstetten bis 1841. Selbst aus Niederstetten wurden Juden dort beerdigt, bis hier auch ein eigener Friedhof eingerichtet wurde.

„Wie bereits erwähnt, führten die jüdischen Bürger [von Michelbach an der Lücke] bis zur Anlage dieses eigenen Friedhofs ihre Toten zum sehr alten Zentralfriedhof in Schopfloch. Nach einer nicht nachweisbaren Auffassung soll er schon seit dem 13. Jahrhundert bestehen. Grabinschriften aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts und offensichtlich noch

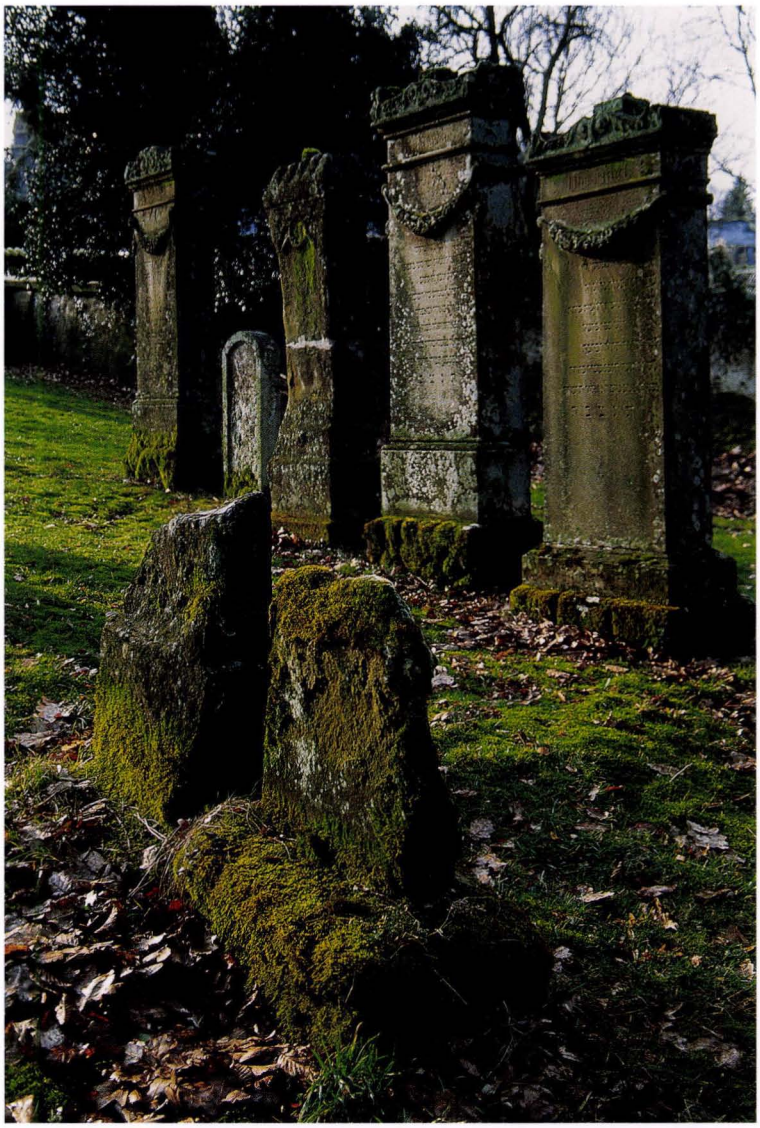




viel ältere Grabsteine, die zum Teil schon fast ganz im Boden versunken sind und deren Inschriften nicht mehr entziffert werden können, zeugen von einem sehr hohen Alter dieses jüdischen Grabfeldes in Schopfloch. Der älteste Grabstein, dessen Inschrift noch entzifferbar ist, stammt aus dem Jahr 1612.

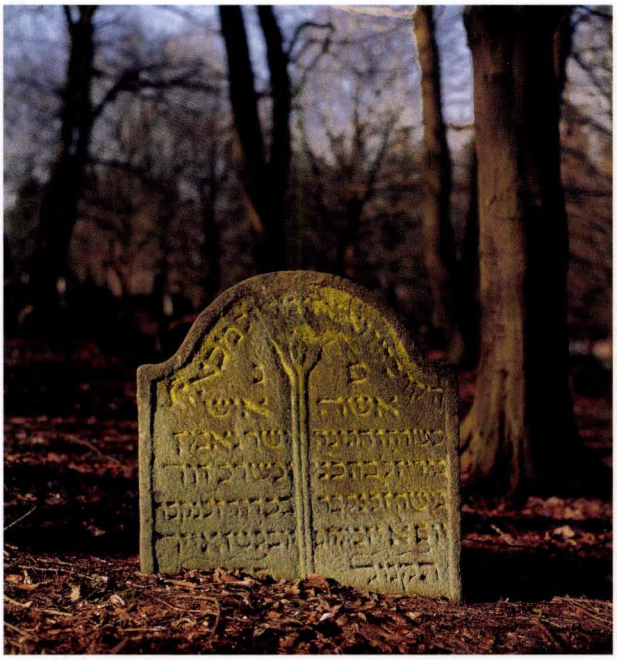
[...] Auf dem Schopflocher Judenfriedhof sind aus der Zeit vor 1840 noch viele Gräber von Juden aus den Gemeinden Michelbach, Hengstfeld und Wiesenbach zu finden, natürlich auch aus anderen Judengemeinden der weiteren Umgebung. Bei den früher herrschenden Wegeverhältnissen war es für die jüdischen Trauergemeinden [...] gewiss ungemein beschwerlich, bei jeder Wetterlage den mehr als 20 km weiten Weg, der ostwärts über Schnelldorf, Unterampfrach, Haundorf und Larrieden führte, zu bewältigen. Zudem mussten sie dabei auch noch verschiedene Herrschaftsbereiche durchqueren und die üblichen Wege- und Brückenzölle entrichten [...] Diese Umstände führten endlich zu einer Redensart, die noch heute, in ihrem Sinngehalt abgewandelt, in vieler Munde ist. In Mundart lautet sie: ‚Wecha amm doada Juda fäahrd mr nedd nach Schopfi.' D. h. ‚Wegen einem toten Juden fährt man nicht nach Schopfloch'. Heute verwendet z. B. der Wirt diesen Satz scherzhaft, wenn der Gast nur ein Glas Bier trinkt [...] Bestimmt meinten es die Juden manchmal ernst mit dieser Rede [...] So soll es in der kalten Jahreszeit auch in Michelbach, Hengstfeld oder Wiesenbach wirklich vorgekommen sein, dass die Juden nach einem Todesfall mit dem Begräbnis zögerten, weil anscheinend bald ein weiteres bevorstand." [16]

Natürlich war die Beerdigung auf dem Schopflocher Friedhof nicht kostenlos. So mussten z. B. die Juden der Gemeinde Wiesenbach für einen Toten, entsprechend seinem Vermögen 1 Gulden 15 Kreuzer bis 5 Gulden entrichten. Dazu kam für die Unterhaltung des Verbandsfriedhofs eine jährliche Steuer in Höhe von 1 Kreuzer und 6 Kreuzer für 100 Gulden Vermögen je Haushalt.



Oben und rechts: Schopfloch





Schopfloch, alter Friedhofsteil
Doppelgrabstein, die Inschrift links bezieht sich auf den Ehemann namens David, die Inschrift rechts auf seine Frau Resl; sie wurde 1796 beerdigt.



Schopfloch, alter Friedhofsteil



Schopfloch, Eingang auf der Südseite



Michelbach an der Lücke, Gemeinde Wallhausen

Jüdische Friedhöfe im Landkreis Schwäbisch Hall





| Braunsbach

Die Entstehung der jüdischen Gemeinde reicht in die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs zurück, als Helene Maria von Stetten, die von 1637 bis 1666 Besitzerin des Ortes war, geschäftstüchtigen, zahlungsfähigen jüdischen Händlern ihren besonderen Schutz zusicherte. Bevölkerungsknappheit und Geldbedarf des verschuldeten Ritterguts, das 1673 an Franz Johann Wolfgang von Vorburg übergeben wurde, dürften wohl die Hauptgründe für die Ansiedlung jüdischer Familien gewesen sein. 1709 beschwerte sich die christliche Gemeinde bei der Herrschaft über die ständige Zunahme der Juden im Ort, die als ernstzunehmende Konkurrenz empfunden wurden. Der Bau der Synagoge 1732 gilt als Gründungsjahr der israelitischen Gemeinde Braunsbach.

Beim Übergang des Orts an Württemberg 1806 gab es hier etwa 40 Familien mosaischen Glaubens, 1832 wurde der Rabbinatsbezirk Braunsbach geschaffen. 1843 war mit 293 Juden der Höchststand der Gemeinde erreicht. Mit der Emanzipation und wirtschaftlich besseren Aussichten in größeren Städten setzte auch hier kontinuierlich die Abwanderung ein, so dass 1933 nur noch 39 Juden im Ort lebten. Im Unterschied zu früheren Klagen bezeichnete der Bürgermeister den Ausschluss der jüdischen Viehhändler vom Markt als sehr nachteilig für Braunsbach, die Juden scheinen also im Ort integriert gewesen zu sein. Mitglieder der Haller SA demolierten in der „Reichskristallnacht" die Inneneinrichtung der Synagoge. Eine Brandstiftung unterblieb, da man befürchtete, das Feuer könne auf die angrenzenden Häuser übergreifen. 1939 musste die jüdische Gemeinde aufgelöst werden, die Zurückgebliebenen wurden in ein besonderes „Judenhaus" umquartiert und 1942 nach Osten deportiert. In den Vernichtungslagern Riga, Theresienstadt und Maly Trostinec kamen mindestens 15 Braunsbacher Juden ums Leben.

Zeitgleich mit dem Bau der Synagoge 1738 soll der Braunsbacher Friedhof mit knapp 8 Ar angelegt worden sein. Doch erst im Januar 1747 erhielt die jüdische Gemeinde die Erlaubnis zum Ankauf eines Ackers zur Anlage eines Friedhofs. Das erworbene Grundstück war ein Steilhang in halber Höhe des Schaalberges am Waldrand. Es handelte sich dabei um längst aufgelassene, weil wenig ergiebige Weinberge.



„Der Keller schrieb dazu: ‚Allein selbige haben keinen Bestand, sondern es vergeht wieder ein Stock nach dem anderen'." [17]

Bis dahin wurden die Toten in Schopfloch beigesetzt. Der eigene Friedhof ersparte den Braunsbacher Juden künftig den langen Transportweg und die inzwischen auf bis zu 25 Gulden je Beerdigung angestiegenen Kosten, was jedoch Unmut in Schopfloch hervorrief, denn:

„Eile tat not. Die Braunsbacher hatten offensichtlich mit den übrigen am Friedhofsverband Schopfloch beteiligten Gemeinden über ihr Vorhaben gesprochen und hatten ihren Unwillen damit erregt. So bestand die Gefahr, dass entweder der tote Körper zu Schopfloch nicht mehr angenommen werde oder die Braunsbacher Juden zu einer schriftlichen Verpflichtung gezwungen würden, auf alle Zeit beim Schopflocher Begräbnisverband zu bleiben." [18]

In Braunsbach musste nun bei Todesfällen ein Betrag von 2 Gulden 30 Kreuzern in die Begräbniskasse einbezahlt werden, aus ihr wurde der Unterhalt des Friedhofs finanziert. Der Totengräber erhielt ein eigenes Entgelt. Da für Juden aus Steinbach, Gerabronn und Dünsbach die Lage Braunsbachs günstiger war als Schopfloch, wurden bis 1770 auch Ortsfremde aus diesen Gemeinden beerdigt. Bei besitzlosen, wandernden „Betteljuden", aber auch bei einheimischen Armen, die keine Verwandten hatten, übernahm die Gemeinde die Begräbnisgebühr. So ist beispielsweise 1754 die Beerdigung von drei Betteljudenkindern dokumentiert.

Geschichten, die den üblichen Begräbnisriten völlig widersprechen und daher keinerlei Wahrheitsgehalt aufweisen, rankten sich im Ort dennoch um die Begräbniszeremonien. Ein alter Braunsbacher „erinnert" sich:

„Das Grab durfte nicht eher fertig sein, als bis der Sarg im Friedhof war, damit kein böser Geist sich im Grab niederlassen kann. Der Tote bekommt folgende drei Beigaben in seinen Sarg: Etwas Essen für die Reise, etwas Geld, um einem Bettler am Himmelstor ein Almosen geben zu können [...], und einen Stein, den man auf den Zimmermann, den Verräter wirft, wenn man ihn sieht." [19]

Auf dem Steilhang am Schaalberg hoch über dem Kochertal stehen 404 Grabsteine. Auffällig sind einige barocke Grabsteine, deren halbkreisförmiger Abschluss von einem vorspringenden „Dach" gebildet wird, wieder andere weisen schön ornamentierte Einrahmungen auf. In der Nähe des Eingangs fällt ein eindrucksvolles Doppelgrab auf: das Ehepaar Hermine und Lazarus Schlachter starb im November 1929 innerhalb einer Woche. Die Grabinschrift lautet: „Die im Leben sich geliebt, wurden im Tode nicht getrennt." Die letzte Beerdigung fand 1938 statt. Da die meisten Grabsteine aus Sandstein sind, der unter der Verwitterung besonders leidet, wurden sie vor einigen Jahren konserviert.

Rechts: Braunsbach, Grabstein von 1800, errichtet für eine Frau namens Edel.

1979 errichtete man einen Gedenkstein für die Opfer des Holocaust auf dem Friedhof. Dies geschah auf Veranlassung von Joseph Falk, eines in der Schweiz lebenden, bereits 1900 ausgewanderten Juden, der auch die Gedenktafel an der zur Turn- und Festhalle umgebauten Synagoge in Auftrag gegeben und bezahlt hatte.

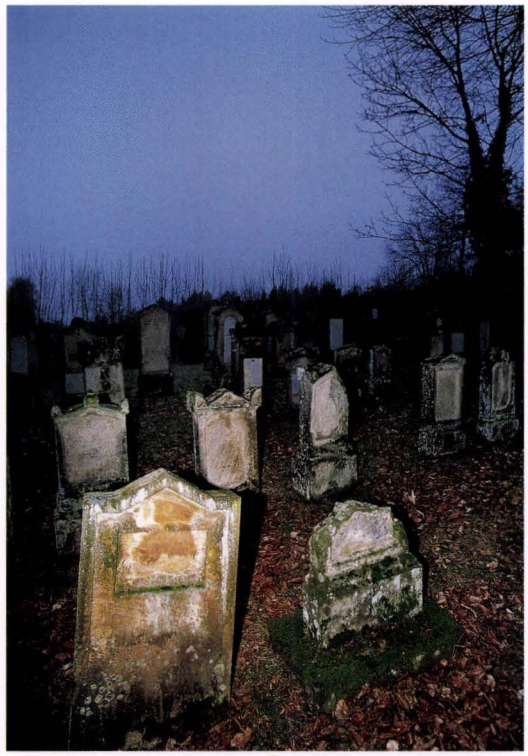








Braunsbach
Rechts: Grabstein mit Beschneidungmesser und Schofarhorn.



Crailsheim

Bereits im Mittelalter lebten Juden in Crailsheim. Sie werden bei den Judenverfolgungen während der Pestepidemie 1348/49 genannt. Nach 1383 gibt es dann immer wieder Erwähnungen einzelner Juden. Die Markgrafen von Ansbach-Bayreuth scheinen den Juden gegenüber im Unterschied zur Bevölkerung und Verwaltung von Crailsheim positiv eingestellt gewesen zu sein. 1508 wurde von Markgraf Friedrich dem Älteren eine Judenordnung erlassen, die ihnen einerseits gewisse Rechte zusicherte, andererseits dem Wunsch der Stadt nach einer äußerlichen Kennzeichnung durch „gelbe Ringlich" oder „lang Kappen mit Zipfeln" entsprach. Während des Dreißigjährigen Krieges durften sich nur wenige Juden in Crailsheim niederlassen, 1642 waren es sechs Familien.

„Am 3. Januar 1676 wohnten zusammengefasst elf Männer, elf Eheweiber, drei Witweiber, 36 Kinder, vier Knechte und fünf Mägde in der Stadt, insgesamt also 70 Personen jüdischen Glaubens. Ihre gesamten Steuerkapitalien beliefen sich auf 1295 fl."[20]

Trotz immer wieder auftauchender Schwierigkeiten, die die Juden mit der städtischen Obrigkeit und Geistlichkeit hatten, wuchs die Gemeinde so, dass der Bau einer Synagoge in Angriff genommen werden konnte. Seit 1783 wurde in ihr Gottesdienst gefeiert, neun Jahre später war die Gemeinde auf 133 Juden angewachsen.

Der damalige Begräbnisplatz ist unbekannt. In der Crailsheimer Oberamtsbeschreibung von 1884 wird auf der Markung Waldtann (etwa 8 km östlich von Crailsheim) ein „Judenstein" genannt, hier soll ein „Judenkirchhof" gewesen sein, der Stein selber ist



verschwunden. Nach der Erweiterung des Schopflocher Friedhofs 1802 fanden die Bestattungen dort statt. 1841 wurde ein eigener Friedhof angelegt. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wuchs die israelitische Gemeinde zeitweise stärker an als die christliche Einwohnerschaft, so gehörten ihr 1869 210 und 1910 325 jüdische Bürger an.

Unweit der alten, damals ummauerten Stadt Richtung Beurlbach liegt der Friedhof am Südhang des Karlsbergs, früher Galgenberg genannt. Eine Hecke umschließt das ursprünglich ca. 15 Ar große, später auf rund 21 Ar vergrößerte Gelände. Seine Länge beträgt 100 Meter, die Breite auf der Eingangsseite etwa 17 Meter, sie erweitert sich am oberen Ende auf 25 Meter, das Areal steigt ungefähr drei Meter an.

Die Belegung in Reihen ist deutlich nachvollziehbar: in Reihe 1 und 2 befinden sich die Kindergräber, die anderen Reihen 3 bis 7 sind mit Erwachsenen belegt. Insgesamt fanden hier über 400 jüdische Bürger bis zur Schließung des Friedhofs ihre letzte Ruhestätte.

Veis Moses Löw Bamberg war der letzte Jude aus Crailsheim, der am 6. Dezember 1840 in Schopfloch begraben wurde. Der erste in Crailsheim Bestattete war Lämlein Hirsch, ein Viehmakler, der mit 51 Jahren an „Auszehrung" gestorben war. Die Beerdigung fand am 5. November 1841 statt. Noch im Februar 1942 wurde in Reihe 8 Nathan Friedmann beerdigt, in derselben Reihe gab es 1968 noch eine letzte Bestattung mit dem am 2. Juni 1968 verstorbenen Moritz Eichberg. Er war nach dem Krieg in seinen Heimatort Michelbach an der Lücke zurückgekehrt und dann nach Crailsheim verzogen.

Ein Taharahaus gab es nicht, wohl aber eine Geschirrhütte, die auf alten Fotos zu erkennen ist und um 1960 einem Kleinlandwirt als Schuppen diente. Sie wurde wegen Baufälligkeit im Einverständnis mit der Israelitischen Kultusgemeinde Stuttgart abgebrochen.

Das Fehlen von Grabsteinen insbesondere in den Reihen 1 und 2 ist auffällig. Möglicherweise sind sie, wie die anderen aus Sandstein gehauenen Grabmale durch Verwitterung zerfallen und die Bruchstücke entfernt worden – Teile davon fand man in der den Friedhof umgebenden Hecke. Auch zahlreiche alte Steine des nordwestlichen Gräberfeldes zeigen starke Spuren der Verwitterung, aber auch solche vorsätzlicher Zerstörung. Ihre Formen sind schlicht, sie weisen vorwiegend halbrunde Abschlüsse im maurischen Stil auf. Die jüngeren Grabsteine des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts repräsentieren den ganzen Reichtum an Formen und Symbolen, der im Einführungstext beschrieben ist. Besonders auffällig ist das Familiengrabmal von Salomon Hirsch, Karl Kohn und Jeanette Schiffle Kohn, das 1904 in weißem Marmor mit reichem Dekor, einer Urne und den segnenden Händen verziert, errichtet wurde. Das erste Grab in Reihe 9 aus graupoliertem Marmor (eine Schale auf vier kannelierten Säulen), ist nicht belegt. „Paul Levi" steht auf dem Sockel. 1900 geboren, emigrierte er rechtzeitig in die USA.

Ein Gedenkstein für die sieben jüdischen Gefallenen des Ersten Weltkriegs, der ursprünglich in der Synagoge angebracht war, wurde 1972 zusammen mit einer Gedenktafel, die die Namen der 42 Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung enthält, aufgestellt.

1986 konnten die zweijährigen Renovierungsarbeiten auf dem jüdischen Friedhof abgeschlossen werden. Zahlreiche Grabsteine wurden dabei konserviert, gerade gerichtet, geklebt und verdübelt.



Hier ruht
Schlomo Naftali, Sohn von
Mosche Arie dem Kohen,
80 Jahre alt. Du gründetest die Chewra
Kaddischa mit deiner Hände Arbeit.
Angeregt von deiner Güte erneuerten
wir deinen Grabstein.
Wie angenehm ist dein Los:
Wir danken Gott
der dir gibt die Frucht deiner Erde.
Gestorben am heiligen Schabbat,
d. 23. Tewet und begraben
am 1. Tag, d. 24. Tewet 665 n. d. k. Z.
T.N.Z.B.H.

Salomon Hirsch
Karl Kohn
Geb. 18. März 1822
Gest. 30. Dez. 1904

Hier ruhen
unsere guten
treusorgenden Eltern
Das Andenken
der Frommen
sei zum Segen

Hier ruht
Schiffle, Gattin von Schlomo
Naftali dem Kohen.
Ihre Wohltätigkeit und ihr Glaube
stieg hinauf,
von allen dafür gerühmt.
Sie verstarb am 4. Tag, d. 13. Elul
und wurde begr. am 6. Tag, d. 15. Elul
664 n. d. k. Z.
T.N.Z.B.H.

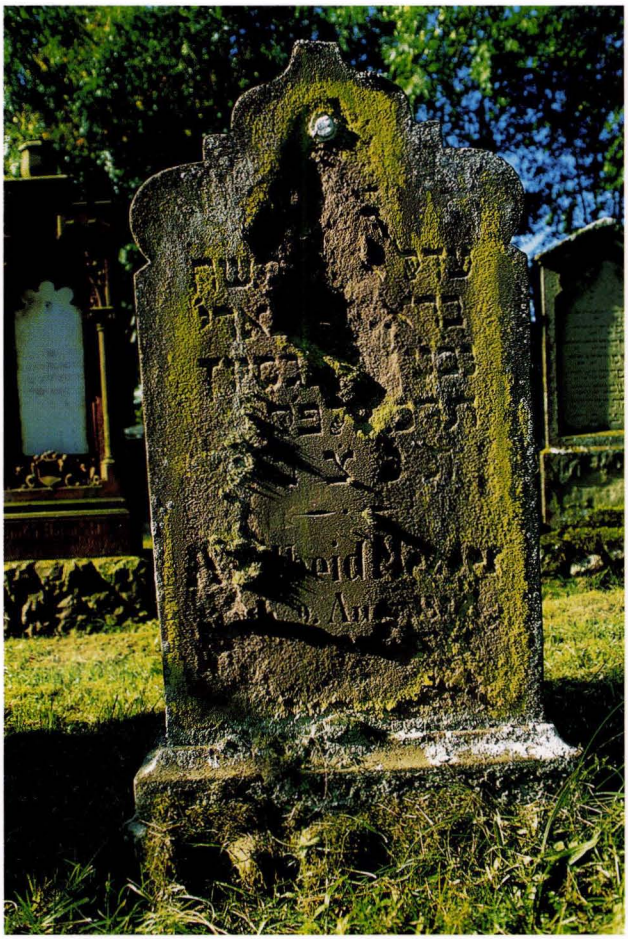
Jeanette Kohn
Geb. Gutmann
Geb. 12. Sept. 1832
Gest. 24. Aug. 1904

Aus: Schubsky, Illich u.a.,
Jüdisches Leben in Crailsheim, S. 281.



Oben: Crailsheim
Rechts: Crailsheim, alter Teil,
Grabsteine von der Rückseite





Crailsheim,
Grabstein von Adelheid Edel Mezger,
geb. 1824, gest. 1885



Crailsheim,
Grabstein von Samuel Kohn,
geb. 1788, gest. 1865

Rechts: Crailsheim,
Grabstein von Adelheid Edel Mezger,
Ausschnitt



| Dünsbach, Stadt Gerabronn

Juden in Dünsbach sind erstmals urkundlich 1617 erwähnt, um 1630/31 gab es fünf jüdische Haushaltungen. Nach der Schlacht bei Nördlingen 1634 verschwanden die Juden, weil sie insbesondere in den offenen, ungeschützten Dörfern gefährdet waren. Zaghaft siedelten sich Juden Ende des Dreißigjährigen Krieges gegen die hier wie andernorts übliche Schutzzahlung an die Herrschaft Morstein wieder an. So wird 1677 berichtet, dass Gabriel, der Sohn des Juden Isaac aus Gunzenhausen, die älteste Tochter eines Juden Löw geheiratet habe, der anschließend seinen Schwiegersohn in den Haushalt in Dünsbach aufnahm. 1699 gab es zwei jüdische Familien und eine Witwe am Ort. 1806, als Dünsbach württembergisch wurde, leben dort elf jüdische Familien. Sieben Jahre zuvor war eine Synagoge errichtet worden. Mit 103 Personen erreichte die jüdische Gemeinde 1829 ihren Höchststand. Sie umfasste auch die jüdischen Glaubensgenossen in Gerabronn. 1921 gab es in Dünsbach noch 13 Juden, 1933 acht, die meisten gehörten der Familie Adler an. In Auschwitz, Riga und Theresienstadt wurden bis auf Otto Adler alle Dünsbacher Juden umgebracht.

Ihre Toten setzten die Dünsbacher Juden anfangs in Schopfloch, ab 1750 in Braunsbach bei. Um Wege und Kosten zu sparen, legte die Gemeinde 1823 einen Friedhof östlich des Ortes mitten in der Flur an. Er wurde aus einer Kasse finanziert, in die eine jährliche Umlage, die Gebühren beim Aufruf zur Tora, und die Begräbniskosten einflossen.

Der Friedhof mit einer Fläche von 10,62 Ar ist mit einer Steinmauer umschlossen.
Sie wurde laut Inschrift am Eingangstor aus Mitteln errichtet, die „Hirsch Steiner aus Schigago 1884" gestiftet hatte. 73 Grabstätten sind auf dem Friedhof erhalten. Das größte Monument aus weißem Marmor wurde für den am 18. November 1913 gestorbenen Israel Landauer, Bankdirektor und Ehrenbürger von Gerabronn, errichtet. Bereits im März 1930 kam es in Dünsbach im Anschluss an eine NSDAP-Versammlung zu antijüdischen Ausschreitungen, in deren Gefolge auch Grabsteine auf dem Friedhof umgeworfen wurden. 1930 verkaufte die Gemeinde das Synagogengebäude in der Judengasse, 1935 wurde es abgebrochen.





Oben: Dünsbach, Friedhof von Süden.
Auf dem linken Pfeiler befindet sich
unter einem Lorbeerkranz die Inschrift:
„Gestiftet
Hirsch Steiner
Schigago"

Links:
Der linke Grabstein stammt aus dem Jahr 1835,
der rechte von 1836







Dünsbach, rechts hinten Grabmal
von Israel Landauer aus Gerabronn, geb. 1843, gest. 1913
und Therese Landauer, geb. 1850, gest. 1920.



Grabsteine auf der oberen Erweiterungsfläche mit dem Magen David, alle zwischen 1926 und 1939, 4. Grab von links: Kathinka Herz, Ehefrau von Moses Herz, gest. 1931.

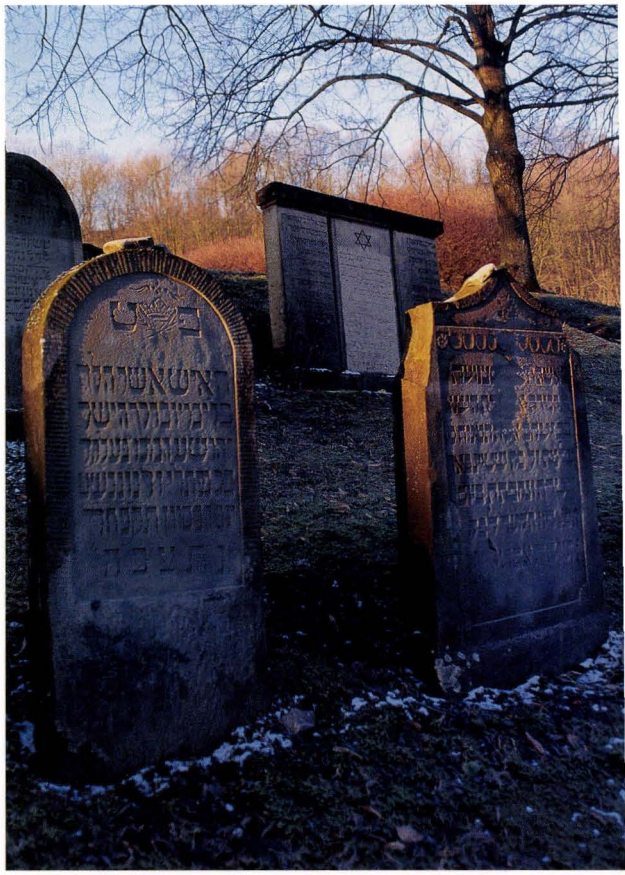
| Steinbach, Stadt Schwäbisch Hall

Die erste schriftliche Erwähnung von Juden in Hall in der Reichssteuerliste datiert von 1241, vermutlich wohnten aber schon früher Juden im heutigen Stadtgebiet und zwar am rechten Kocherufer im Bereich des Sulferturms. Auch hier waren die Pestjahre 1348/49 Anlass für eine Judenverbrennung, der nahezu 300 Menschen zum Opfer fielen. Vereinzelt waren danach immer wieder Juden in Hall ansässig, sie werden 1415 und 1438 urkundlich erwähnt. Die Synagoge, ein Zeichen dafür, dass die Haller Gemeinde zumindest in der Zeit davor zehn religiös mündige männliche Juden umfasst haben muss, wird 1457 verkauft. Wahrscheinlich waren damals nur noch wenige oder keine Juden mehr in der Stadt ansässig. Die Quellen geben darüber keinen Aufschluss. Seit der Reformation ließ die Reichsstadt die Niederlassung von Juden generell nicht mehr zu. Spätere „Judenordnungen", so z. B. von 1531 oder 1668 regeln in diskriminierender Weise das Betreten der Stadt durch Handelsjuden. So war es ihnen untersagt, sich außer an Markttagen in der Stadt aufzuhalten, sie mussten als äußeres Merkmal ein gelbes Ringlein auf der Kleidung tragen, durften nicht hausieren und die Stadt an Markttagen nur in Begleitung von christlichen Jungen betreten, die ihnen gegen Bezahlung von der Torwache mitgegeben wurden. Diese Bedingungen galten auch für die inzwischen in Unterlimpurg wohnenden Juden.

In der seit 1541 zur Stadt gehörenden Siedlung durfte sich später je eine jüdische Familie niederlassen. Namentlich bekannt sind ab 1677 die Familien von „jud Lämblins wittib", 1705 von Seligmann Mayer und 1727 von Löw Wolff. Dieser erhielt das Wohnrecht gegen eine Aufnahmegebühr von 45 Gulden und, neben den regulären Steuern, einem jährlichen Schutzgeld von 32 Gulden. 1738/39 wurde die seit 1728 im Dachgeschoss des „Wallerschen Hauses" (Unterlimpurger Straße 65) eingerichtete Betstube von dem Synagogenmaler Eliezer Sussmann aus Brody in Polen ausgemalt. Diese „Holzsynagoge" befindet sich heute im Hällisch-Fränkischen Museum.

Nur wenige hundert Meter entfernt etablierte sich im Dorf Steinbach, das zum Ritterstift Comburg gehörte, eine jüdische Gemeinde. Die erste schriftliche Erwähnung stammt von 1621, als Dekan Georg von Wiesentau Juden in Steinbach aufnahm. Für ihre Schutzbriefe mussten nicht nur erhebliche Schutzgelder bezahlt, sondern auch Öl für die Lampen am heiligen Grab in der Stiftskirche gekauft werden. 1676 erhielten die Juden auf Beschluss des Stiftskapitels die Weisung, Steinbach zu verlassen, ihre Häuser mussten sie verkaufen. Eine Generation später, um 1700, wurde dem Juden Seligmann wieder ein Schutzbrief ausgestellt, weitere jüdische Familien durften sich später „ghettoartig" in der Neustetter Straße, der ehemaligen „Judengasse" niederlassen.

1809 errichteten sie unweit des Haller Torturms ein Synagogengebäude. 1846 hatte die jüdische Gemeinde in Steinbach mit 90 Menschen ihre Höchstzahl erreicht, von da an kehrte sich das Verhältnis um zugunsten der Juden, die sich nun vermehrt im nahen Hall niederließen. Nachdem die Stadt 1802 an Württemberg gefallen war, verbesserte sich die rechtliche Lage der Juden allmählich. 1826 werden drei jüdische Familien in der Stadt erwähnt, ihre Zahl steigt bis 1911 auf 156 Personen an, so dass sie sich 1893 einen Betsaal in der Oberen Herrngasse Nr. 8 einrichten, um die Steinbacher Synagoge nur noch an hohen Feiertagen zu benutzen.



Der dreiteilige Gedenkstein im Hintergrund wurde 1945 von jüdischen Überlebenden des KZ Hessental aus Staszow, Polen, errichtet. Es sind 27 polnische Juden genannt, die zwar die Todeslager im Osten, nicht jedoch die Zwangsarbeit im KZ überlebt hatten.

Nach der mit dem Emanzipationsgesetz 1828 erreichten weitgehenden Gleichstellung der Juden als württembergische Untertanen konnten neue Berufe erlernt werden. Mit der Gewährung der Niederlassungsfreiheit boten sich für viele in der Stadt bessere Aufstiegschancen als auf dem Land. So sank die Zahl der in Steinbach ansässigen Juden 1911 auf nur noch elf Personen. Dies führte u. a. zur Aufhebung der israelitischen Konfessionsschule. 1917 vermerkt die Inschrift des Grabsteins von Israel Falk, dass er „der letzte der Männer von Steinbach" gewesen sei.

1914 wurde das Rabbinat Braunsbach nach Hall verlegt, 1933 leben 115 Juden in der Stadt bei einer Gesamtzahl von 11 322 Einwohnern.

Schon in den ersten Monaten der Naziherrschaft wanderten zahlreiche, bis dahin in die Bürgerschaft integrierte Juden aus. Der Boykott der jüdischen Geschäfte, die Nürnberger Gesetze von 1935, die Entfernung der jüdischen Schüler aus dem Schulunterricht und andere Maßnahmen waren hier wie an anderen Orten nur der Auftakt zur „Endlösung der Judenfrage". In der „Reichskristallnacht" kam es zu Misshandlungen und Verhaftungen, Kultgegenstände aus dem Betsaal sowie Mobiliar und die Bibliothek des Rabbiners Dr. Jakob Berlinger, der in der Oberen Herrngasse 1 wohnte, wurden auf den Marktplatz geschleppt und dort in Brand gesteckt. Auch die Synagoge in Steinbach wurde ein Opfer der SA-Marodeure. Nachdem die Feuerwehr daran gehindert wurde, den „politischen Brand" zu löschen, brannte das Gebäude bis auf die Grundmauern nieder.

Einschränkungen jeglicher Art und Diskriminierungen prägten danach das Leben der noch in Hall verbliebenen jüdischen Mitbürger. Zehn von ihnen verstarben hier, 79 Juden gelang die Auswanderung, 25 wurden 1941 und 1942 nach Osten deportiert, wo sie in Riga, Izbica, Auschwitz, Theresienstadt und anderen Vernichtungsstätten ums Leben kamen.

Der ca. 50 km entfernte Friedhof in Schopfloch bei Feuchtwangen diente den Haller und Steinbacher Juden zunächst als Begräbnisplatz, ab 1747 auch der Braunsbacher Friedhof. Aaron Herz, auch Aharon bar Naftali, der Initiator des Synagogenbaus, hatte im Kocherfeld auch den Grund und Boden für einen eigenen Friedhof erworben. Dieser wurde 1809 zeitgleich mit dem Bau der Synagoge angelegt. Das steile, nach Norden ausgerichtete Hanggrundstück mit 13,96 Ar wurde später um die oben anschließende Parzelle mit 21,07 Ar erweitert. Die beiden ältesten erhaltenen Steine stammen aus dem Jahr 1812. Der Grabstein von Aaron Herz zeigt die Fassade der Steinbacher Synagoge, die im November 1938 zerstört wurde.



Die Synagoge auf dem Grabstein von Aron Herz (Aharon bar Naftali), gest. 1817

In der Zeit des Nationalsozialismus wurde der Friedhof verwüstet. 1944 wurde er vom Finanzamt Schwäbisch Hall zum Preis von 525 Mark einschließlich der Grabdenkmäler der Stadt überlassen. Damals war der Friedhof mit einer eisernen Umzäunung umfriedet. Diese wurde in „höherem Auftrag" verschrottet, der ungeschützte Friedhof geschändet, Grabsteine wurden umgestürzt und zum Teil zerschlagen. Der damalige Bürgermeister Dr. Wilhelm Prinzing verlangte deshalb, dass die beschädigten Steine abgeführt und anderweitig verwendet wurden.

Nach heutiger Erkenntnis müssen es um die 260 – 270 Grabmäler gewesen sein, die in der Zeit von 1809 bis 1941 aufgestellt worden waren. Davon sind noch 112 erhalten geblieben, einschließlich einiger stark zerstörter Fragmente. 12 Steine wurden nach 1945 gesetzt, acht Steine für polnisch-jüdische Zwangsarbeiter aus dem Konzentrationslager Hessental und vier als Ersatz für im Dritten Reich zerstörte Grabsteine.

Der Verbleib der anderen Grabmale lässt sich teilweise rekonstruieren. Ein Teil wurde der Bildhauerschule auf der Comburg als Übungsmaterial zur Verfügung gestellt, ein Teil zur Errichtung eines Unterkunftsraumes für das Personal der Stadtgärtnerei in einem Baumgut an der Michelfelder Straße benutzt, ca. 30 Grabsteine fanden als Baumaterial in einem Durchgang zu einem Luftschutzkeller Verwendung. Dieser wurde später auf Betreiben der amerikanischen Militärregierung gesprengt.

„Im März 1946 beschwerte sich ein in der englischen Armee dienender Jude, vermutlich Abkömmling einer Haller Familie, über den üblen Zustand des Friedhofs. Sofort wurde eine neue Einzäunung aus Holz in Auftrag gegeben und erstellt. Sie kostete 1400 RM. Insgesamt 41 Steine wurden wieder aufgestellt, davon 27 aus den Jahren 1875 - 1935 in deutscher Schrift." [21]

Die Schändungen während des Dritten Reichs lassen sich an zwei Besonderheiten deutlich ablesen. Die an der Straße nach Steinbach aufgestellten, z. T. nur noch bruchstückhaften Steine, sind mit der Schriftseite nicht nach Osten, sondern zum Hang hin



Die Grabsteine an der Straße wurden nach dem Krieg falsch aufgestellt, sie sind nach Westen ausgerichtet.

orientiert, ihre Nummerierung ist nicht fortlaufend. Sie waren vermutlich zerstreut auf dem Gelände gelegen, ohne dass sie dem ursprünglichen Begräbnisplatz hätten zugeordnet werden können. Die rechte Seite des Steilhangs weist nur wenige, vereinzelt stehende Grabsteine auf – obwohl die Gemeinde bereits 1926 mit der Belegung der ebenen Fläche begonnen hatte, weil am Hang kein Platz mehr war. 1946 wurde das dreiteilige Mahnmal von der UNRRA (United Nationes Relief and Rehabilitation Administration) errichtet, am 7. November 1948 fand die letzte Beerdigung auf dem Friedhof statt. Es handelte sich dabei um Schmuel Abraham, der in der Kocherfeldsiedlung untergebracht war und auf eine Auswanderungsmöglichkeit nach Israel wartete.

Hartnäckig halten sich Berichte von Augenzeugen aus Steinbach, die von einem Massengrab im oberen, ebenen Teil berichten, in dem vom Oktober 1944 bis zum April 1945 etwa 185 Leichen von Häftlingen aus dem Konzentrationslager Hessental beigesetzt worden sind. Dies konnte bis heute jedoch nicht nachgewiesen werden. Zweimal wurde der Friedhof in der Nachkriegszeit geschändet, 1992 und zuletzt in der Nacht vom 2. auf den 3. Oktober 2000, wobei auf einer Reihe von Grabsteinen Hakenkreuze mit blutroter Ölfarbe aufgebracht wurden. Dies geschah nur wenige Tage, nachdem die Stadt im Beisein ehemaliger jüdischer Bürgerinnen und Bürger einen Gedenkstein auf dem Friedhof ihrer Vorfahren eingeweiht hatte.



Steinbach, Detail aus dem Grabstein von
Elkele Herz, Schwester des Aron Herz, gest. 1812.

Rechte Seite:
Steinbach, Fragment,
es wurde wahrscheinlich auf dem Friedhofs-
gelände gefunden und wieder aufgerichtet.



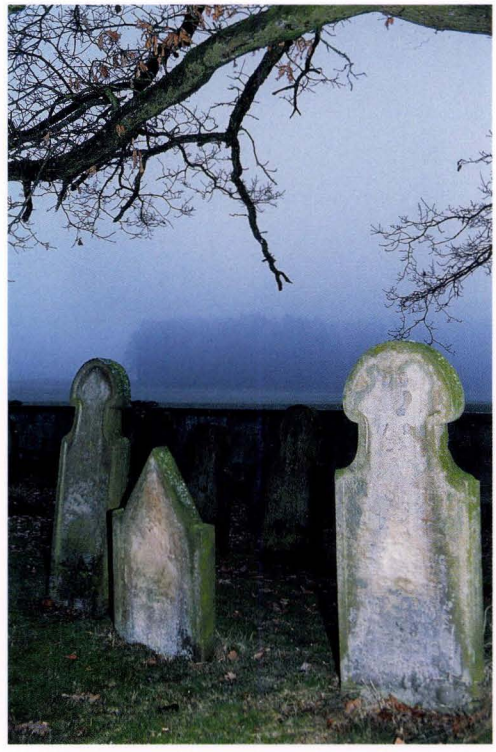


Hier ist begraben
Die teuere Gattin, Frau
Gidl, Tochter der Klärle,
Ehefrau des M. J. Steiner.
Gestorben am Sonntag, dem 15. Ijjar,
Und beigesetzt am Montag desselben Monats
des Jahres
(5) 634. TNZBH

(deutsch)
Hier ruht

Aus: Kohring, Der jüdische Friedhof
in Schwäbisch Hall – Steinbach S. 66.





| Michelbach an der Lücke, Gemeinde Wallhausen

Die Geschichte der jüdischen Gemeinde lässt sich bis 1556 zurückdatieren. Ihre Gründer waren möglicherweise Flüchtlinge aus der Reichsstadt Rothenburg, die 1519/20 alle jüdischen Einwohner vertrieben hatte.

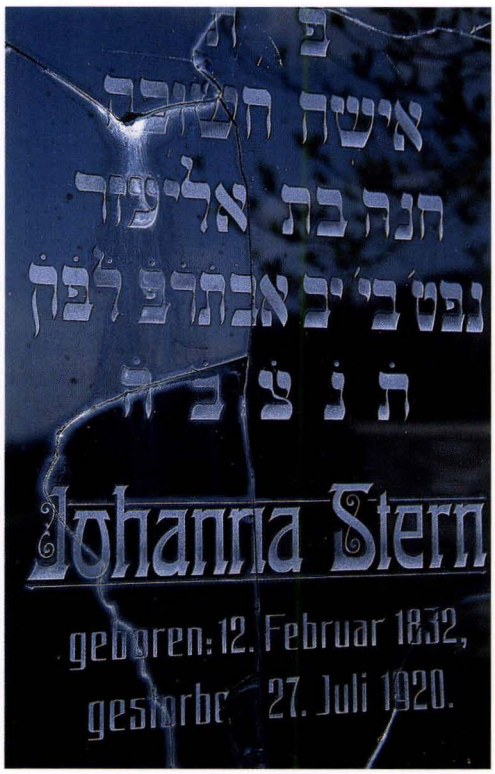
Die damaligen Ortsherren, die Freiherren von Berlichingen, stellten den Juden Land unweit des Schlosses zur Ansiedlung bereit, dabei entstand die heute wieder so genannte Judengasse. 1626 existierten bereits 22 Haushaltungen. 1642 gelangte Michelbach in den Besitz der katholischen Fürsten von Schwarzenberg. Die Bestandsaufnahme des durch den Dreißigjährigen Krieg weitgehend verwüsteten Orts ergab 1660 außer 23 protestantischen auch sieben jüdische Untertanen. Die im Frühjahr 1685 angefertigte Liste aller Judenhaushalte führt bereits elf Familien in Michelbach auf. Lebten diese zunächst in schlechten Verhältnissen, so verbesserte sich ihre wirtschaftliche Lage doch allmählich. 1732 gehörten nach der „Ober Ambt Crailsheim [...] sonderbahre Orts Beschreibung" immerhin 13 Häuser im Ort den Juden. Starken Schwankungen unterworfen, erhöhte sich ihre Zahl nur langsam.

1796 gab es 26 Familien; den letzten schwarzenbergischen Schutzbrief erhielt 1802 Aaron Mayer. 1806 fiel der Ort an Bayern, wenig später an Württemberg. 1869 zählte man 216 Juden gegenüber 692 Mitgliedern der christlichen Gemeinde. Aufgrund der allgemeinen Landflucht und einer starken Auswanderungswelle Mitte des 19. Jahrhunderts verringerte



71 Michelbach an der Lücke, Gemeinde Wallhausen

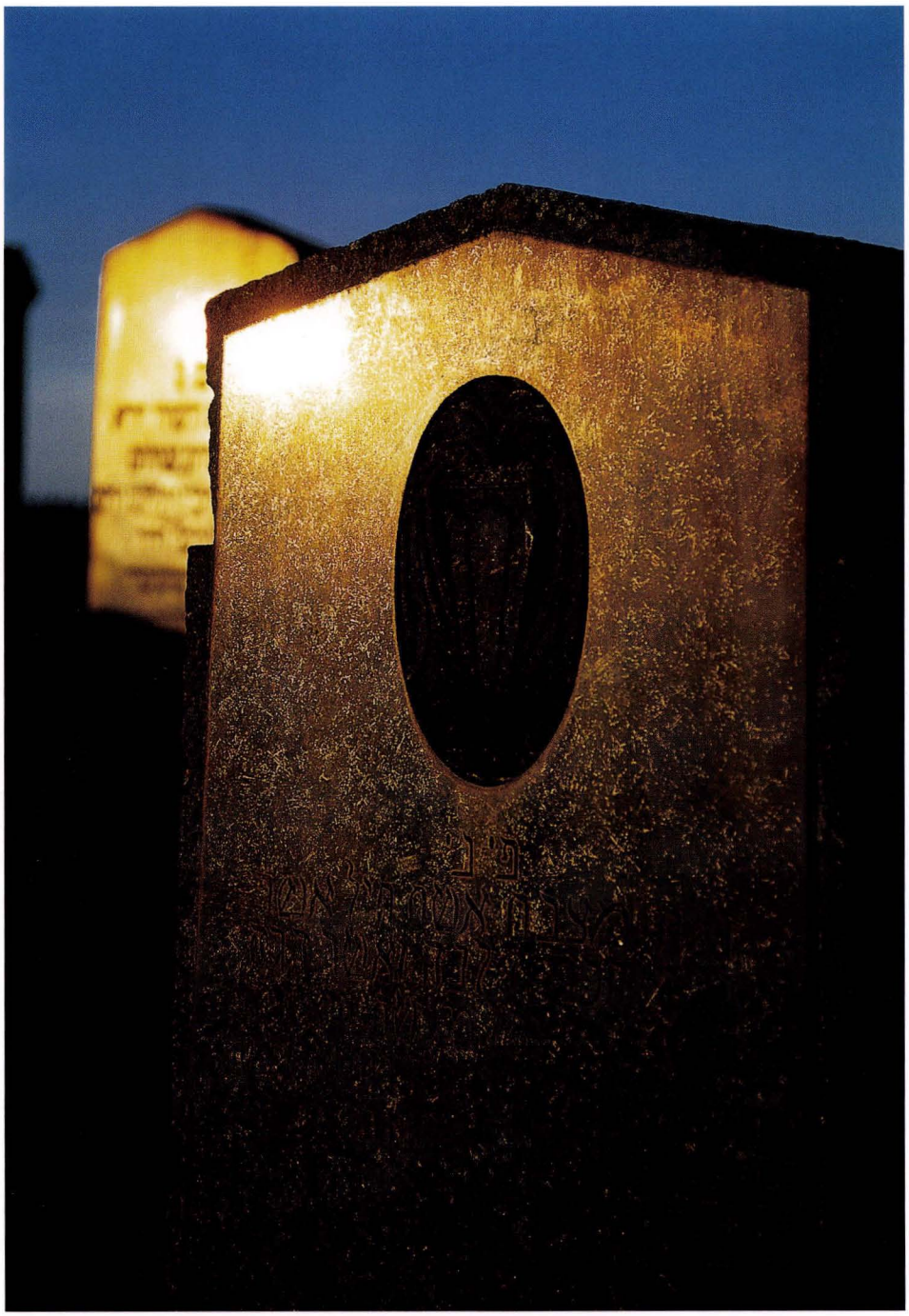
sich die Zahl der jüdischen Bewohner konsequent. 1905 lebten unter 655 Einwohnern der Gemeinde noch 111 Juden, nach dem Ersten Weltkrieg gab es noch 70 jüdische Bürger; 1933 stellten sie mit 35 Bewohnern lediglich 6 Prozent der Bevölkerung, die unter schlechten wirtschaftlichen Bedingungen lebten. In der „Reichskristallnacht" wurde die 1757 erbaute Synagoge nicht zerstört, dies lässt auf ein gutes Einvernehmen zwischen Juden und Christen selbst zu jener Zeit schließen. 1939 wird die israelitische Gemeinde aufgelöst und ihr Vermögen zugunsten der „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland" eingezogen. 1941/42 erfolgt die Deportation der letzten 20 Juden in den Osten in das Konzentrationslager Jungfernhof bei Riga und nach Theresienstadt. Nur zwei überlebten den Holocaust. Der Viehhändler Moritz Eichberg kam nach Kriegsende wieder nach Michelbach zurück, zog aber 1951 nach Crailsheim, wo er mit 72 Jahren am 2. Juni 1968 starb und als letzter Jude auf dem dortigen jüdischen Friedhof beerdigt wurde.



Jahrzehntelang mussten sowohl die jüdische Gemeinde Michelbach wie auch andere benachbarte Gemeinden ihre Toten auf dem Verbandsfriedhof in Schopfloch beisetzen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts beschlossen Michelbach, Hengstfeld, Wiesenbach und Gerabronn, in der größten jüdischen Gemeinde einen gemeinsamen Friedhof anzulegen. Der Michelbacher „Barnas" (Vorsteher) Mejer Salomon erwarb am 4. November 1815 vom Schultheissen Jacob Krasser 1 Morgen Land, den „Wirths-Acker" am „Gailrother Weg", um 250 Gulden. Anscheinend konnte die zur Anlage des Friedhofs notwendige Erlaubnis nicht erlangt werden. Erst 1840 kam es nach „allerhöchster Genehmigung" zur Errichtung eines eigenen Begräbnisplatzes. Der 23 Ar große Friedhof im Gewann „Judenwasen" auf einem unfruchtbaren Stück Ödland, liegt einen Kilometer nordwestlich von der Ortsmitte Michelbachs entfernt. Bereits nach kurzer Zeit war er zu klein, deshalb kaufte der israelitische Gemeindevorstand 1851 ein weiteres Grundstück im „Judenwasen" vom Taglöhner Andreas Oberndörfer. Bereits 32 Jahre später, am 24. Juli 1883, wurde nochmals eine Parzelle durch Hirsch Grünsfelder, den damaligen israelitischen Kirchenpfleger, zur Erweiterung erworben. Erst jetzt erhielt der nun 100 Meter lange und durchschnittlich 26 Meter breite Friedhof seine Einfriedung mit einer massiven Steinmauer.

„Michelbach a. L. – Bau-Accord. - Die israelitische Gemeinde beabsichtigt ihren Friedhof zu vergrößern und mit einer Quadermauer von Sandsteinen zu umgeben. Die Arbeiten werden im öffentlichen Aufstreich vergeben und betragen die Kosten 61,22 Mark." [22]

Mit dem Tod von Salomon Landauer, der kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs am 6. Juni 1939 im Alter von 78 Jahren starb, endete nicht nur das seit fünf Generationen hier ansässige Geschlecht der Landauer, er war auch der letzte in Michelbach an der Lücke beerdigte Jude.

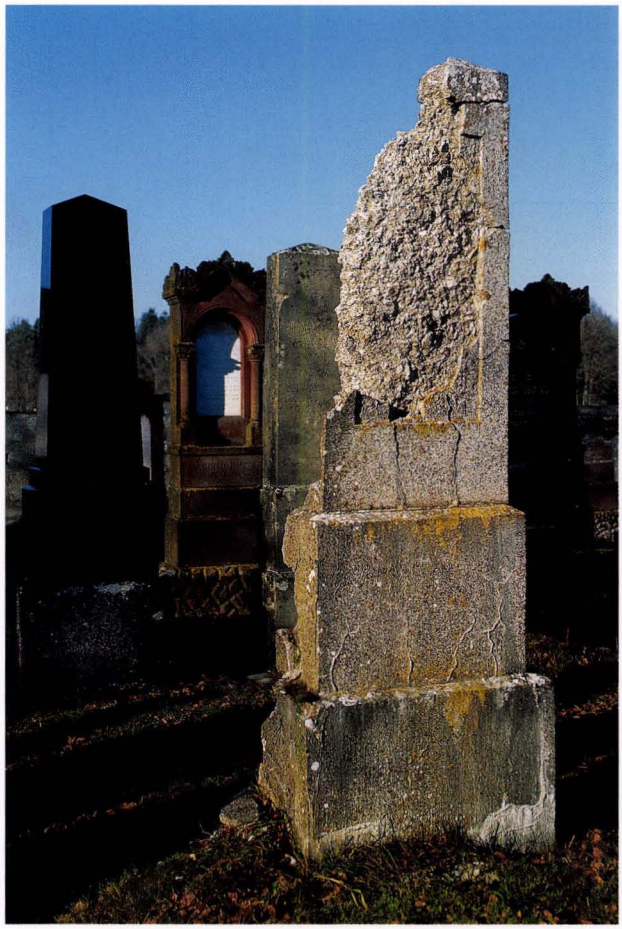


73 Michelbach an der Lücke, Gemeinde Wallhausen



Oben und rechte Seite:
Michelbach an der Lücke, Fragmente.

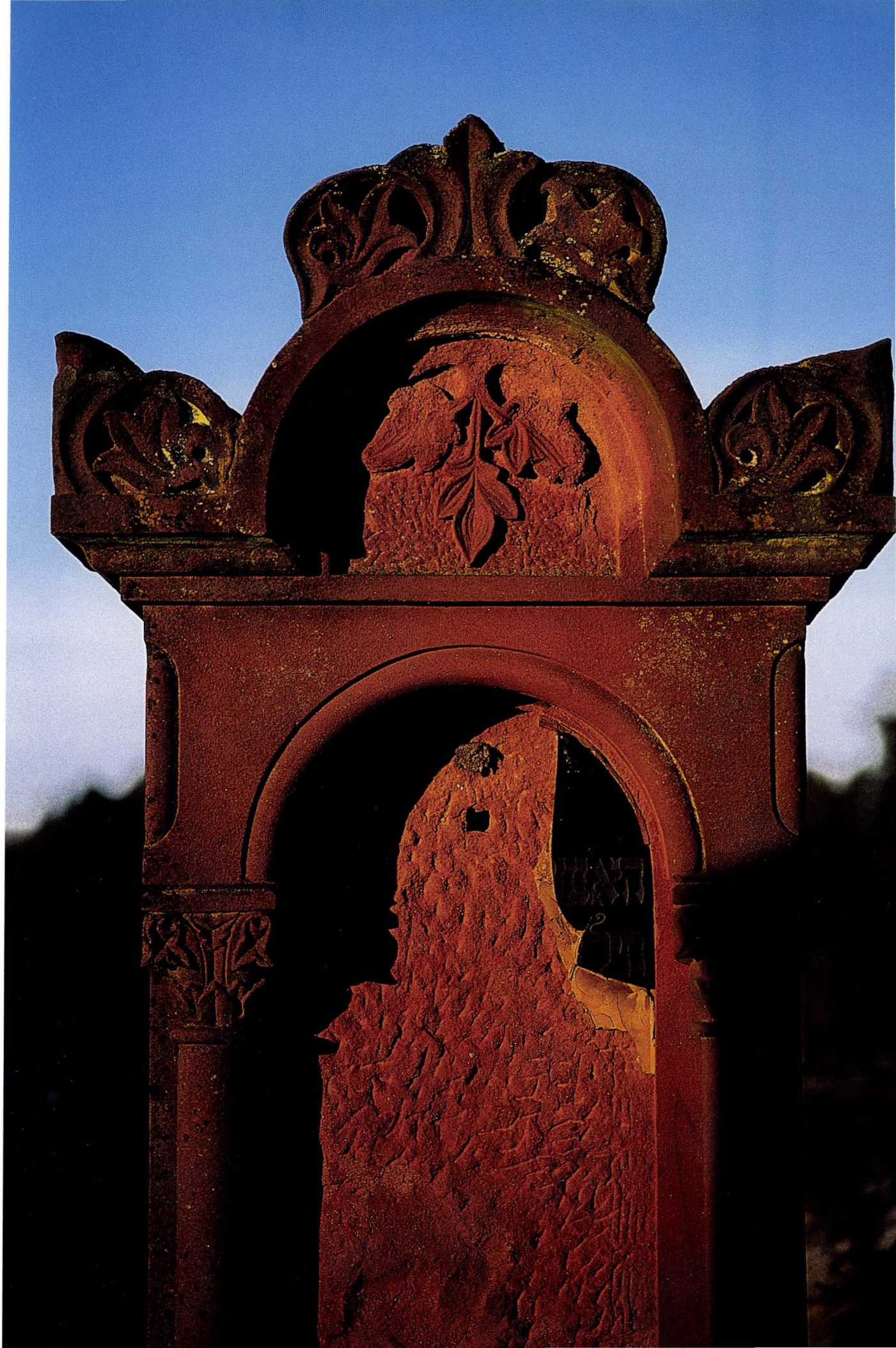






Michelbach an der Lücke,
Verfall eines Grabsteins,
links Dezember 2000, rechts Januar 2003.

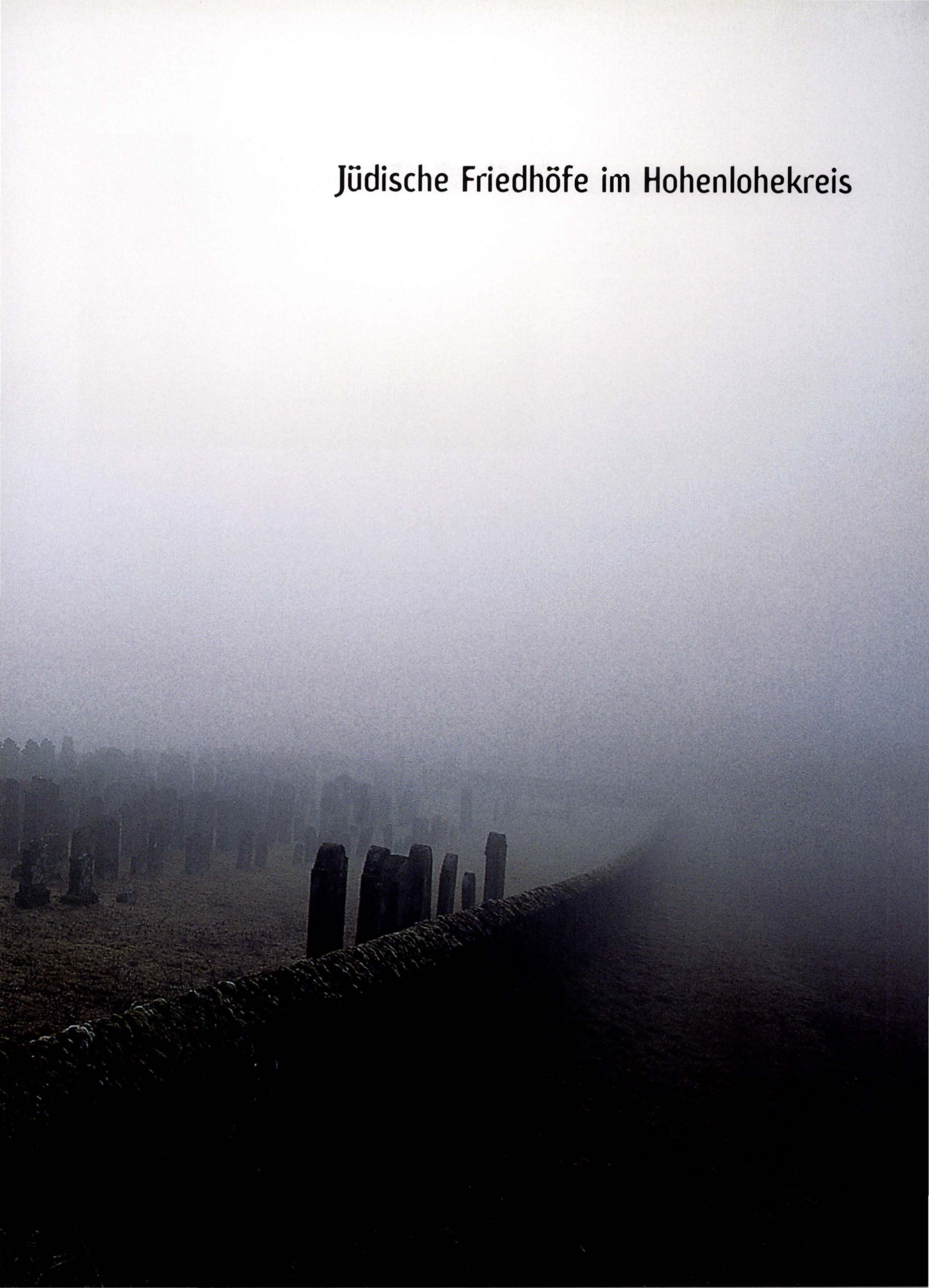
Rechte Seite:
Michelbach an der Lücke





Hohebach, Gemeinde Dörzbach, Blick nach Süden

Jüdische Friedhöfe im Hohenlohekreis





Blick nach Westen, an der Mauer sind die Grabsteine der Frauen, die im Wochenbett gestorben sind. Im Hintergrund der Ort Hohebach.

| Hohebach, Gemeinde Dörzbach

Juden gab es in Hohebach bereits vor der Judenverfolgung während der Pestepidemie 1348/49. Sie fielen dem Pogrom, bei dem behauptet wurde, die Juden hätten die Brunnen vergiftet, zum Opfer. Erst nach dem Westfälischen Frieden ist die neuerliche Ansiedlung israelitischer Familien durch die Grafen von Hohenlohe belegt. Die Juden Salomon aus Rengershausen und Manasse aus Laibach waren unter den ersten, die 1663 mit ihren Familien gegen ein hohes jährliches Schutzgeld aufgenommen wurden. 1703 lebten acht Familien hier, 1740 zählte die Hohebacher Judengemeinde 40 Mitglieder. Obwohl weitere Aufnahmen auf Ansuchen der Hohebacher Gemeinde restriktiv gehandhabt wurden, stieg die Zahl bis 1806 auf 62 Bewohner jüdischen Glaubens. 1818 errichteten diese eine eigene Synagoge, die bereits 1840 wieder abgebrochen und durch eine neue ersetzt wurde. Ein rituelles Bad, eine Mikwe, legte die Gemeinde 1828 an. Die Höchstzahl mit 168 Juden wurde 1858 erreicht. In der Folgezeit sank sie konsequent durch Abwanderung auf 101 im Jahr 1900. 1933 lebten nur noch 42 jüdische Bürger im Ort. 1939 fand die jüdische Gemeinde durch Emigration, Umzug, Deportation und die offizielle Auflösung ihr Ende. Von den jüdischen Einwohnern konnten 16 rechtzeitig emigrieren, fünf starben bis 1940 eines natürlichen Todes, drei zogen an andere Orte in Deutschland, und acht wurden in den Vernichtungslagern im Osten ermordet.

Bis 1741 wurden die Toten auf dem Verbandsfriedhof in Unterbalbach, danach in Weikersheim beerdigt. 1852 erwarb die Gemeinde 700 Meter nördlich des Ortes im Gewann „Bodenweinberge" an der Straße nach Ailringen ein 18,91 Ar großes Hanggrundstück und umgab es mit einer hohen Tuffsteinmauer. Der Eingang befindet sich an der Südseite. Das ursprünglich schmiedeeiserne Tor verschwand in der Zeit des Dritten Reiches und wurde in der Nachkriegszeit durch das ausgediente Eisentor der Kirche ersetzt. Auch Juden aus Dörzbach, Ailringen, Hollenbach, Laibach, Altkrautheim und Mulfingen sowie im 20. Jahrhundert auch Verstorbene aus Künzelsau, wurden hier bestattet. 298 Grabsteine zählt der zweitgrößte jüdische Friedhof Hohenlohes heute.

Die erste Beerdigung fand am 8. März 1852 statt, es war Fani Straus, die Tochter des Mendelewolf Straus, „Handelsmann und Güterbesitzer", der einen Teil seines Weinbergs an die „Israelitische Friedhofsgemeinde" verkauft hatte.

Der Text im Sterberegister lautet:
„1 Fani Straus [...] die Dochter
des Mendlewolf Straus welcher diesen
Friedhof als Weinberg an den daran
betheulichten Bezirk verkaufte, und wurde
nach Gottes Wohlgefallen seyne Dochter
Fani das erste Opfer in diesem Friedhof
welche am Freytag nacht am Purim[fest]
d[en] 5t[en] März 1852 in dem Zirkel ihrer
Eltern und Familie und gute Freunde sich
Noch freute und am Samstag früh um
Vier Uhr d[en] 6t[en] März schon als
Leichnam sich befünden muß und
Wurde als erstes Opfer in ihres
Vaters gewesenen Weinberg am
Montag den 8t[en] März 1852
Mit großer Leichenbekleitung
[Trauergesellschaft] und
Schöner Grabrede und großer Trauer
Mit Gottes willen beerdigt."

Ihr Grabstein weist als Besonderheit Inschriften auf allen vier Seiten auf, die der Vorder- und Rückseite sind hebräisch abgefasst, auf den schmalen Seiten ist auf Deutsch zu lesen:

„Hier ist
Unsre Lieb
uns untergahn
Dort ruft
Gottes Engel
auferstehn"

„O Friede, Friede
ihr die Engel
Winken,
zum Land auf
wo seine Palmen
blüen" [23]



Hohebach, Grabstein von Fani Straus

Als Letzte auf dem Friedhof wurde Judit Julchen Stern beerdigt, die am 26. Januar 1940 in Dörzbach verstorben war. Frauen, die im Wochenbett verschieden waren und vorher keine Gelegenheit zur Reinigung in der Mikwe mehr hatten, wurden, weil sie als unrein galten, abseits links oben an der Friedhofsmauer bestattet.

1943 erwarb die Gemeinde Hohebach die Synagoge und den Friedhof für 4300 Mark von der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland. Wie andernorts wurden die Grabsteine dem örtlichen Steinmetz zum Kauf angeboten, der den Erwerb jedoch ablehnte.

„In einem Schreiben vom 26. 7. 1943 an den Landrat des Landkreises Künzelsau berichtete das Bürgermeisteramt Hohebach: ‚Abgeräumt ist noch nichts, da wir zur Zeit die Grabsteine nicht verkaufen können während des Krieges. Die Gemeinde will später ein Obstbaumstück dann anlegen. Da noch während bzw. vor dem Kriege Leichen bestattet wurden, wird wohl nicht gleich mit dem Abräumen begonnen werden.'" [24]

Dazu kam es nicht mehr. Deshalb ist der Friedhof heute recht gut erhalten, wenngleich einige Grabsteine durch Geschosskugeln beim Vormarsch der Amerikaner auf Hohebach im April 1945 beschädigt wurden.

Die Grabmale sind in geraden Reihen von Südosten nach Nordwesten angeordnet und verlaufen senkrecht zum Hang. Die älteren bestehen überwiegend aus Sandstein und sind schlicht in ihrer Form, Mitte des 19. Jahrhundert tauchen zunehmend historisierende Formen auf. Im 20. Jahrhunderts sind die Grabsteine zum Teil aus härterem Material wie Granit oder Basalt gefertigt und mit eingelegten Marmor- und Glasplatten versehen.

„Wenn eine Beerdigung war, standen die Frauen über der Brücke drüben und haben gebetet und Gras ausgerupft und geworfen. Wir Kinder sind manchmal an der Mauer gestanden und haben zugeschaut. Angehörige bestimmter Stämme (Levi und Priester) waren etwas Besonderes, da durften die Angehörigen gar nicht in den Friedhof hinein, sie standen dann außerhalb an der Friedhofsmauer. Die Gebete am Grab waren Hebräisch, die Grabrede Deutsch. Die Juden selbst durften ihre eigenen Gräber gar nicht richten, es wurden auch keine Blumen auf die Gräber getan, die Juden legten Steine drauf. Wenn Judenfrauen bei Geburt eines Kindes starben, beerdigte man sie an einer Seite separat. Die Christen aber durften Judengräber richten, und so hat zum Beispiel eine Familie die Gräber der Baers gerichtet. Wenn fremde Leute kamen und nicht wussten, dass dies ein Judenfriedhof war, haben sie ab und zu gesagt: ‚Hebbe die Hoh'bächer an wüste Friedhof'". [25]



2002 ließ die Gemeinde Hohebach an der Mauer einen Gedenkstein aus schwarzem Marmor für die Opfer des Holocaust aufstellen. Über 60 Jahre nach ihrer Deportation wurde der Ermordeten mit den Worten gedacht: „Gedenke – vergiss nicht, [es folgen die Namen] Deportiert 1941 und 1942 In Konzentrationslagern umgebracht." Vor Jahren wollte man so deutliche Worte auf einem Grabstein nicht unbedingt lesen müssen.

„Zwei Steinplatten, die man nahe beim Eingang auf der linken Seite findet, weisen mit der Bemerkung ‚umgekommen' auf die Massenvernichtung der Juden im Dritten Reich hin. Die eine ist zum Gedenken an Gustav Kusiel (geb. 1907). Er starb am 31. 4. 1944 in Stutthof [...]. Die andere Steinplatte ist zum Gedenken an Ruth van der Wyk geb. Kusiel, (geb. 1919), sie kam in Auschwitz um. [Nach dem Krieg kam eine Schwester, die mit einem Juden Namens Mannheimer verheiratet war, zurück und wollte die vom Verfall bedrohten Grabmäler der Eltern Kusiel ersetzen und gleichzeitig die Namen ihrer in der NS-Zeit getöteten Geschwister mit einmeißeln lassen.] Eine Zeitzeugin, die Tochter des alten Hohebacher Steinmetzen, erinnert sich: ‚Herr Mannheimer hatte einen richtigen Hass. Auf den Grabplatten wollte er deutlich das Geschehene beim Namen nennen und sagte erregt: ‚Mach' mer druff: Umgebracht!!'. Ich bin damals sehr erschrocken über diesen Hass und dieses Wort und habe mit dem Mann geredet. Schließlich haben wir dann das Wort ‚umgekommen' in die Grabplatten eingemeißelt.'" [26]





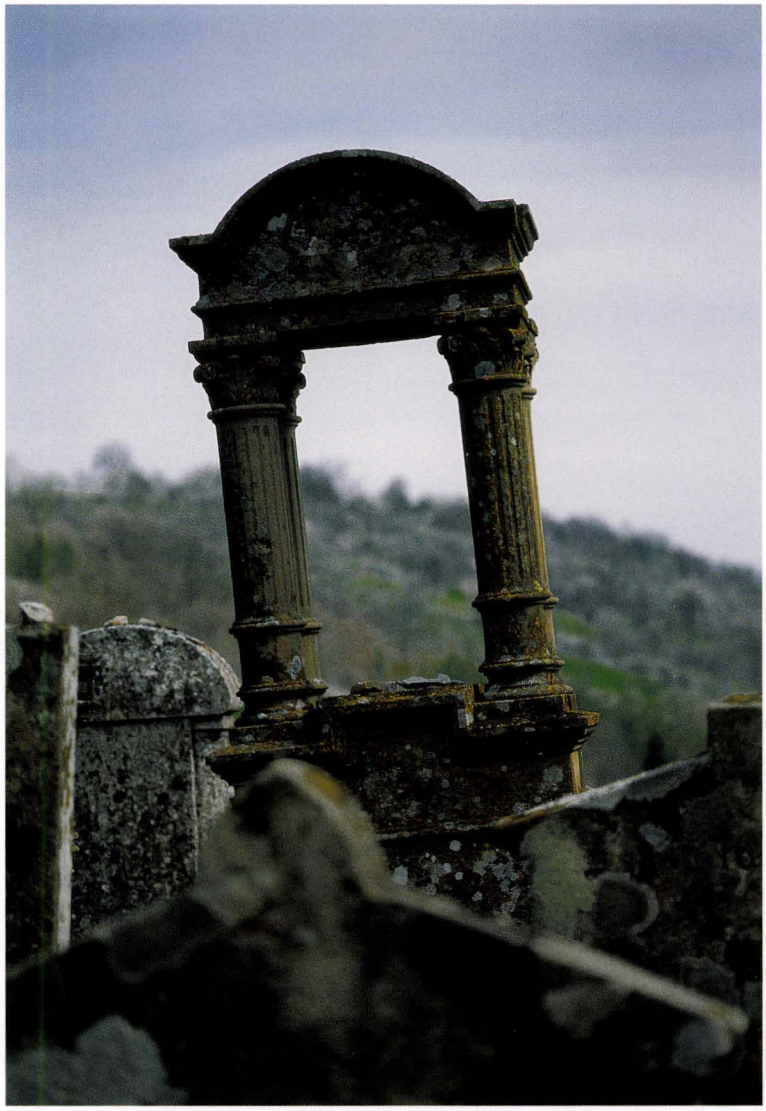
Hohebach,
Detail aus dem Grabmal von Jakob Rosenthal, geb. 1893,
gest. 1905

Rechts: Hohebach,
Detail einer Grabinschrift.



Hohebach
Oben: Besuchersteine











P.N.
Ein zärtliche geliebter Knabe,
der ehrbare Herr
Jakob, Sohn von Elieser
Rosental aus Hohebach,
gest. Sonntag, dem 26. Adar 2.
und begraben am Dienstag,
dem 28. desselben
665 LFK. T.N.Z.B.H.

(2. April 1905)
Jakob Rosenthal
Geb. d. 5. Jan. 1893
Gest. D. 2. April 1905

Friedhofsregister Nr. 309
Jakob Rosenthal
Gest. im Diakonissenkrankenhaus Hall
im Alter von 12 Jahren 1 Monat
Vater: Leopold Rosenthal
Handelsmann dahier.

Anmerkung: LFK. = Jahrezahl nach der kleinen Rechnung, d.h. unter Weglassung der Jahrtausende seit Erschaffung der Welt nach jüdischer Überlieferung.
Aus: Bamberger, Memor-Buch: Die jüdischen Friedhöfe im Hohenlohekreis, Band 2, S. 786.

Hohebach, Grabmal mit vier Säulen von J. L. Dangel,
Schullehrer aus Dörzbach, geb. 1815, gest. 1895,
im Friedhofsregister steht: Isack Sänger,
pensionierter Lehrer aus Dörzbach.
Unstimmigkeit nicht aufzuklären.
Die beiden Grabmale links sind von 1914.

Rechts:
Hohebach, Gesamtansicht, Blick von Westen.



89 Hohebach, Gemeinde Dörzbach



| Laibach, Gemeinde Dörzbach

1642 fand Adam Philipp von Muggenthal bei der Übernahme des von ihm ererbten Ritterguts „keine lebendige Seele" im Ort. So ist anzunehmen, dass der neue Ortsherr zur Wiederbesiedlung von Laibach auch Schutzjuden aufgenommen hat. Nachdem Dorf und Schloss 1777 an die Freiherren von Racknitz gekommen waren, durften sich weitere Juden niederlassen. 1806 wohnten in Laibach 54 Juden, nach 1830 nahm ihre Zahl ständig ab. Die schlechte Verkehrslage und die große Armut der jüdischen Bewohner, die vorwiegend als Hausierer und Lumpensammler tätig waren, führte zu ihrer Abwanderung. 1831 gab es noch 52 Juden, 1854 waren es noch zehn, um 1860 hatten die letzten jüdischen Einwohner den Ort verlassen.

Um 1800 richtete die Gemeinde in einem Haus „auf den Seewiesen" eine Synagoge ein. Zum gleichen Zeitpunkt pachtete sie 1,7 km nordöstlich der Ortschaft am Kaltersberg an der Straße nach Rengershausen eine kleine Wiese und legte einen Friedhof mit 8,87 Ar an. Bis dahin waren ihre Toten in Berlichingen beerdigt worden. Heute ist der Begräbnisplatz von Wald umgeben und erinnert mit 19 noch erhaltenen Grabsteinen an die ehemalige jüdische Gemeinde.

Zahlreiche freie Flächen und Lücken zwischen den noch stehenden Steinen lassen eine ursprüngliche Zahl von etwa 30 bis 40 Grabstätten vermuten. Das älteste Grabmal erinnert an Hana, Gattin des Schimon, die am 30. Dezember 1809 starb. Nach der Auflösung der jüdischen Gemeinde übernahmen die Dörzbacher Juden 1832 Synagoge und Friedhof. Die letzte nachweisbare Bestattung ist die des am 20. April 1855 verstorbenen Joseph Koch.

Im Juni 1943 erwarb die Gemeinde Laibach den längst geschlossenen Friedhof für 50 Mark, ohne ihn jedoch abzuräumen oder zu verändern. 1953 ließ die Gemeindeverwaltung den inzwischen stark verwahrlosten Friedhof wiederherstellen. Das Gestrüpp wurde entfernt, die umgefallenen Grabsteine wieder aufgerichtet und die Einfriedung mit einem Drahtzaun erneuert.



P.T.
eine wackere Frau,
Wohltätigkeit übte sie
auf ihren Wegen,
sie ging in Vollkommenheit
und Geradsinnigkeit
ihre Hände streckte sie aus,
dem Bedürftigen zu geben,
sie fürchtete nicht für ihr Heim
vor dem Schnee
u.s.w.,
Jetele, Gattin des ehrbaren
Herrn Mosche Zwi
aus Dörzbach, die gest. ist am
4. Schabbat und begraben wurde am
Sonntag, dem 5. Aw
580 LFK. T.N.Z.B.H. (15. Juli 1820)

Familienbuch Dörzbach:
Johanna Neuburger,
geb. 15. May 1787
gest. 3. July 1820
2. Gattin des Moses Hirsch
jetzt Moses Hirsch Neuburger

Anm.: Die Unstimmigkeit der Sterbedaten
ließ sich nicht aufklären
Aus: Bamberger, Memor-Buch:
Die jüdischen Friedhöfe im Hohenlohekreis,
Band 2, S. 1031.



Krautheim,
Grabsteine an der
Westseite, alle aus den
Jahren 1837 bis 1842

Rechte Seite:
Krautheim,
Blick von Osten

| Krautheim

Bereits im Mittelalter gab es in dem zu Füßen der Burg entstandenen Ort jüdische Bewohner, denn unter den Opfern des so genannten Rindfleisch-Pogroms von 1298 wird auch die jüdische Gemeinde Krautheim erwähnt. Diese Verfolgungswelle unter der Führung eines Ritters namens Rindfleisch nahm in Röttingen im Taubertal ihren Ausgang. Man warf den Juden vor, geweihte Hostien mit Messern zerstochen zu haben, bis sie zu bluten begannen. Die Anhänger Rindfleischs zogen mordend und brennend durch das Gebiet von Tauber, Main und Altmühl und vernichteten mehr als 100 jüdische Gemeinden. In jüdischen Memorbüchern werden die Namen von 20 000 Opfern genannt.

Anfang des 14. Jahrhunderts werden urkundlich wieder Juden am Ort erwähnt. Sie wurden zwischen 1336 und 1338 Opfer eines weiteren Judenpogroms unter Führung des Ritters Arnold von Uissigheim. Er gehörte wohl zu jenen verarmten Adeligen, die mit Bauern und städtischen Unterschichten gemeinsame Sache machten, um ihre unliebsamen jüdischen Gläubiger loszuwerden. Allerdings wurde auch hier wieder eine angebliche Hostienschändung zum Anlass für die Gewalttaten. Die Anhänger des Ritters, nach einem um den Arm gebundenen Lederriemen auch „Armleder" genannt, zogen von Röttingen aus eine blutige Spur nach Aub, Mergentheim, Uffenheim, Krautheim und Kitzingen.

1636 sind in Krautheim sechs Schutzjuden mit ihren Familien bekannt, 1780 lebten sieben Familien hier. Nach dem Übergang der Stadt an das Großherzogtum Baden 1806 erhielten die Juden auch die badischen Staatsbürgerrechte. Sie mussten nicht nur seit 1809 erbliche Zunamen tragen, sondern durften auch Häuser und Grundstücke erwerben. Die damit einsetzende Emanzipation der Juden in Baden hatte ein Anwachsen der Krautheimer jüdischen Gemeinde zur Folge. 1841 wird die höchste Zahl der Gemeinde mit 87 Personen erreicht. 1868 wurde der Bau einer Synagoge beschlossen. 1930 waren nur noch sieben Familien mit 30 Personen am Ort. Die letzten verbliebenen vier Familien konnten noch rechtzeitig auswandern.





Krautheim,
Gesamtansicht aus
Richtung Südosten

Das 1940 an die Stadt verkaufte Synagogengebäude fiel 1975 dem Abriss zum Opfer.

Zunächst wurden die Toten auf dem Friedhof in Berlichingen beigesetzt, seit 1837 bestand ein eigener Friedhof im Gewann „Im Zücker" am alten Neunstetter Weg. Der Friedhof mit einer ursprünglichen Fläche von 11,16 Ar liegt auf einer Anhöhe, er ist von einer Mauer umgeben und durch ein Eisentor an der Nordseite zugänglich, ein zweiter schmalerer Ausgang befindet sich an der Südseite. 1860 wurde durch Zukauf eines anliegenden Ackers der Friedhof erweitert. Auch die Juden aus den Nachbargemeinden Neunstetten und Ballenberg nützten den Friedhof als Begräbnisplatz.

Der älteste der insgesamt 116 Grabsteine gehört dem am 29. April 1837 gestorbenen Messel Menachem Manasses Blum. Das letzte Begräbnis war das der Sara Sophie Seldner, die am 20. April 1935 verstorben ist. Im April 1942 verfügte das Landratsamt Buchen die Schließung des Friedhofs. Der beabsichtigte Verkauf durch das Reichsministerium des Inneren an die Gemeinde Krautheim scheiterte ebenso wie die geplante Veräußerung der Grabsteine aus Granit an die örtlichen Steinmetzen. So blieb der Friedhof zwischen 1933 und 1945 unverändert. 1952 wurde der nicht belegte Teil des Friedhofs durch die Jewish Restitution Successor Organization (JRSO) an einen Landwirt verkauft, so dass er heute nur noch eine Fläche von 7,5 Ar umfasst.

Seit 1960 befindet sich der Friedhof im Besitz der Israelitischen Religionsgemeinschaft Badens in Karlsruhe.





Oben:
Krautheim, vorne rechts vermutlich die Grabstätte (Doppelstein) von Awraham (Abraham) Rothschild, gest. 1922, 86 Jahre alt.

Links:
Krautheim, segnende Hände auf dem Grab von Heskel Kahn, Wittwer, gest. 1850, 86 Jahre alt.





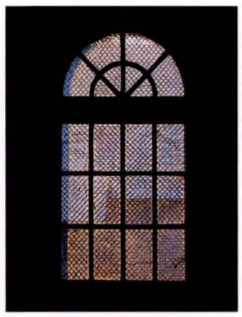
Oben: Krautheim,
Detail des Grabsteins von Regina (Regele) Blum, geb. (18)84, gest. 1910,
68 Jahre alt

Unten: Krautheim,
Fragment des Grabsteins von Max Mezger, geb. 1860, gest. 14.11.1933



| Öhringen

Die erste urkundliche Erwähnung von Juden in der Gemeinde stammt von 1253, als die Herren von Hohenlohe das Schutzrecht über sie erhielten. Die damals hier ansässigen Juden wurden 1298 Opfer der Rindfleisch-Erhebung. Die danach wieder entstandene Gemeinde, die auch eine Synagoge besaß, wurde im Verlauf der Judenverfolgungen von 1348/49 erneut vernichtet.



Taharahaus,
Fenster nach Osten

Von da ab gab es in Öhringen bis ins 19. Jahrhundert keine Niederlassung von Juden mehr, weil die hohenlohischen Landesherren, von wenigen Ausnahmen abgesehen, keine Schutzjuden aufnahmen. Erst nach 1860 zogen wieder jüdische Familien zu. 1869 waren es acht Personen, bis 1886 wuchs die Zahl der Öhringer Einwohner mosaischen Glaubens auf 180 an. In diesem Jahr erhielten sie das Bürgerrecht. 1888 konnte die jüdische Gemeinde, bis 1890 Filialgemeinde von Eschenau, das Gasthaus „Sonne" erwerben. Nach seinem Umbau wurde es 1889 als Synagoge eingeweiht.

Obwohl die jüdische Gemeinde nur knapp 4 Prozent der Bevölkerung ausmachte, spielten die Juden im Vieh-, Mehl- und Getreidehandel, im Textilgewerbe und Bankwesen eine wichtige wirtschaftliche Rolle; eine Lack- und Farbenfabrik sowie eine Schuhfabrik waren ebenfalls im Besitz jüdischer Bürger. 1933 betrug ihre Zahl noch 163 Personen. Wie in einigen anderen Orten wurden auch Öhringer Juden in einer Aktion des SA-Manns Klein am 18. und 20. März 1933 schwer misshandelt. Bis 1941 konnten sich rund zwei Drittel von ihnen in Sicherheit bringen, ihr Besitz wurde wie überall zwangsarisiert. Von 36 nach Riga deportierten Bürgern überlebten lediglich drei. Die israelitische Religionsgemeinde wurde im Juli 1939 aufgelöst.

Die Toten wurden zunächst auf den Friedhöfen Affaltrach und Berlichingen bestattet. 1910 erwarb die israelitische Gemeinde einige Grundstücke. 1911 wurde westlich der Stadt der Friedhof auf der Flur „Galgenberg" an der Straße nach Bitzfeld angelegt und mit einer zwei Meter hohen Mauer umgeben. Am Eingang errichtete man eine Leichenhalle, das Taharahaus. Die erste Bestattung war die des Viehhändlers Jitzchak Isak Herz, er wurde „am Montag, 21. August 1911 auf dem neu errichteten Friedhof beerdigt" (Öhringer Friedhofsregister). Pauline Hirsch, die Frau des Pferdehändlers Leopold Hirsch, die am 15. Mai 1939 gestorben ist, war die letzte Tote, die auf dem jüdischen Friedhof zu Grabe getragen wurde. Auch die beiden im Ersten Weltkrieg gefallenen Juden, Josef Rosenfeld und sein Cousin Justin Rosenfeld, beide Kriegsfreiwillige, wurden hier begraben.

„An einem der letzten Dezembertage des Jahres 1938 wurde ein Leiterwagen die Straße zum Galgenberg hochgezogen, darauf eine sargähnliche Kiste und in der Kiste der Leichnam von Josef Westheimer. Er war einer der Juden, die in der ‚Reichskristallnacht'



Öhringen, Taharahaus

festgenommen und nach Dachau gebracht worden waren. Vier Wochen später kam er nach Öhringen zurück, aber halb totgeschlagen. Er lebte nur noch wenige Tage. Einer erinnert sich: Eine schaurig-stille Beerdigung, eine kleine Gruppe am Grab, voller Angst.

Josef Westheimer hatte am Ersten Weltkrieg teilgenommen, war Gefreiter und mit dem EK II sowie mit der württembergischen Verdienstmedaille ausgezeichnet worden [...] Mit seiner Familie wohnte der Viehhändler Westheimer seit 1923 in einem der Altbauten, die an der Stelle der heutigen Markthalle Bort standen [...] Der Boykott jüdischer Viehhändler zwang Josef Westheimer, den Viehhandel im Jahr 1936 ganz aufzugeben.

[...] Der 1878 in Berlichingen geborene Josef Westheimer heiratete 1913 Berta Ledermann aus Öhringen und hatte mit ihr drei Töchter. Selma wurde 1914, Ruth Ilse 1920 und Beatrice-Blanka 1926 in Öhringen geboren. Nur Selma entkam der ‚Endlösung'."[27]

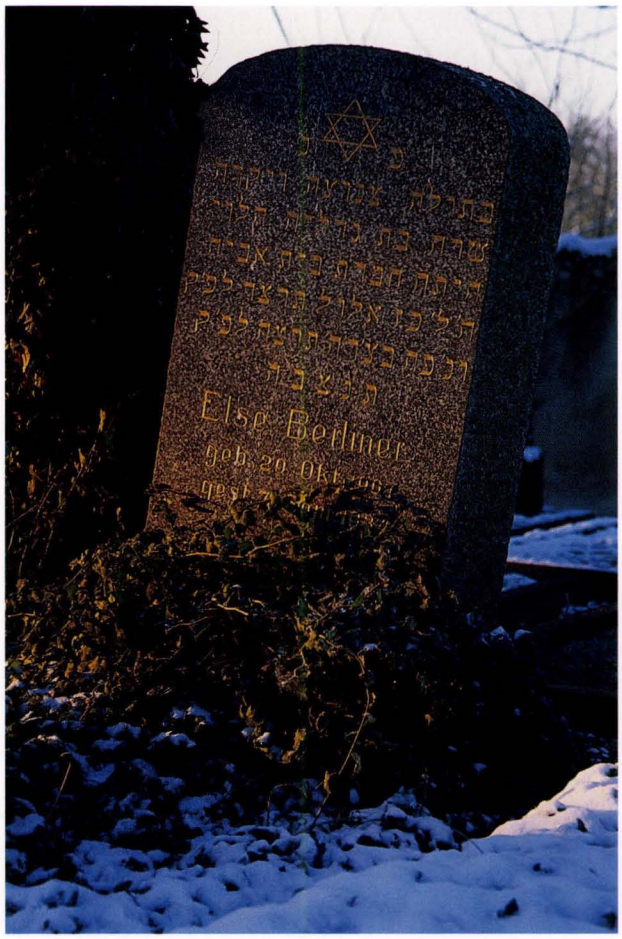
Nach 1943 wurde der Öhringer Friedhof abgeräumt; einen Teil der Grabsteine verkaufte das Finanzamt als wiederverwertbares Material an örtliche Steinmetzen. 1945/46 holte die Stadtverwaltung diese, soweit sie noch erhalten waren, wieder zurück und stellte sie auf dem Friedhof auf, die fehlenden ließ sie durch neue Steine ersetzen.

„Die verschwundenen Grabsteine"

Eine makabre Szene spielte sich während des Zweiten Weltkriegs auf dem Öhringer jüdischen Friedhof ab. Die Steinmetze aus Öhringen und Umgebung waren aufgefordert worden, auf dem jüdischen Friedhof zu erscheinen und an der Versteigerung von Grabsteinen teilzunehmen.
Auch an Grabsteinen war jetzt Mangelware. Die Arbeit in den Steinbrüchen ruhte weitgehend. Da verfiel jemand auf den Gedanken: Man nehme den Juden auch die Grabsteine weg, schleife die Inschriften ab und setze die Steine mit neuer Schrift auf christliche Gräber. Der Öhringer Gerichtsvollzieher leitete die Versteigerung. Jeder Steinmetz hat Steine erworben, der eine weniger, der andere ein paar mehr. Das Interesse war offenbar nicht groß. Man hielt sich zurück und hatte ein merkwürdiges Gefühl. So blieben die meisten Grabsteine stehen.
Einige der ehemaligen Öhringer Juden, die in jungen Jahren ausgewandert waren und während des Kriegs in der US-Army dienten, kamen nach dem Kriege nach Öhringen. Sie suchten Freunde, Bekannte und den jüdischen Friedhof auf, wo sich die Gräber ihrer Großeltern und Eltern befanden. Kurt Berliner war einer von ihnen, auch Justin Rosenfeld wird genannt. Sie finden die Gräber ihrer Angehörigen, aber keine Grabsteine mehr. Ihre Nachforschungen ergaben, was geschehen war.
Die meisten Grabsteine wurden bei den Steinmetzen noch gefunden, sie waren noch unversehrt. Etliche Steine waren aber schon abgeschliffen und auf christliche Gräber gestellt worden. Die Originalsteine mussten auf den jüdischen Friedhof zurückgebracht und die fehlenden durch neue Steine ersetzt werden."[28]

Ein Teil des Friedhofs wurde durch die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland 1940 an einen Landwirt verkauft. Er trennte das Grundstück durch Zaun und Hecke von dem belegten Gräberfeld ab und bepflanzte es mit Obstbäumen. Heute beträgt die Größe des Friedhofs einschließlich des Taharahauses 9,22 Ar. Die 54 Grabsteine sind meist aus poliertem schwarzem Marmor gefertigt und haben eine schlichte Formensprache.





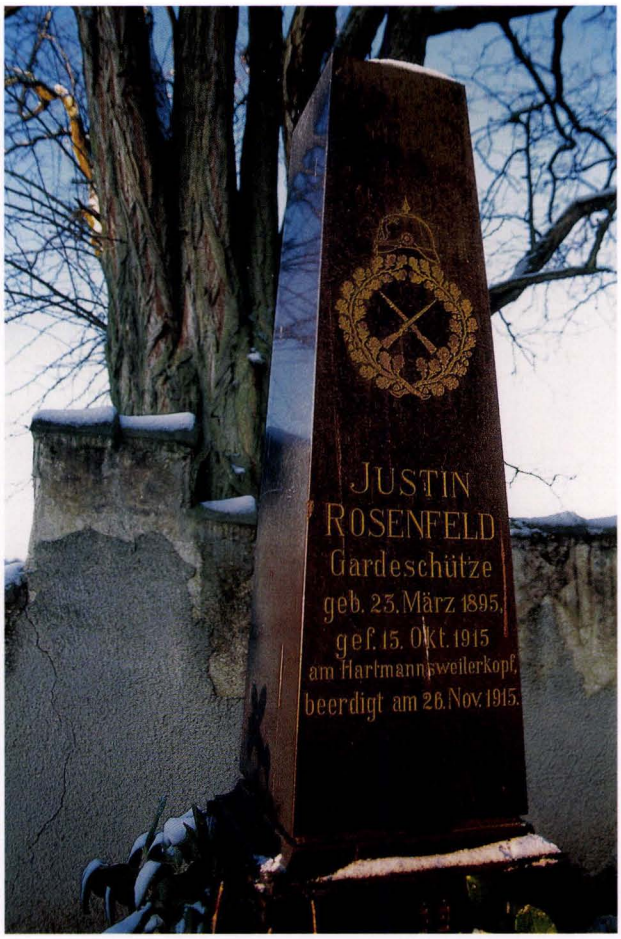
P.N.
Eine tugendhafte und teure Unverheiratete,
Sara, Tochter von Gedalja haLevi,
sie war der Liebling des Hauses ihres Vaters,
sie ging in ihre Welt ein am 27. Elul 694 LFK.
Und wurde begraben hier am Vortag vom Neujahr
695 LFK.

T.N.Z.B.H.

Else Berliner
geb. 29. Okt. 1907
gest. 7. Sept. 1934

Friedhofsregister:
Else Berliner, Säuglingsschwester, ledig
gest. Hall
Vater: Gustav Berliner,
Mutter: Therese geb. Heinsfurther, Crailsheim.

Aus: Bamberger, Memor-Buch: Die jüdische Friedhöfe.
Im Hohenlohekreis, Band 2, S. 1066, 1052

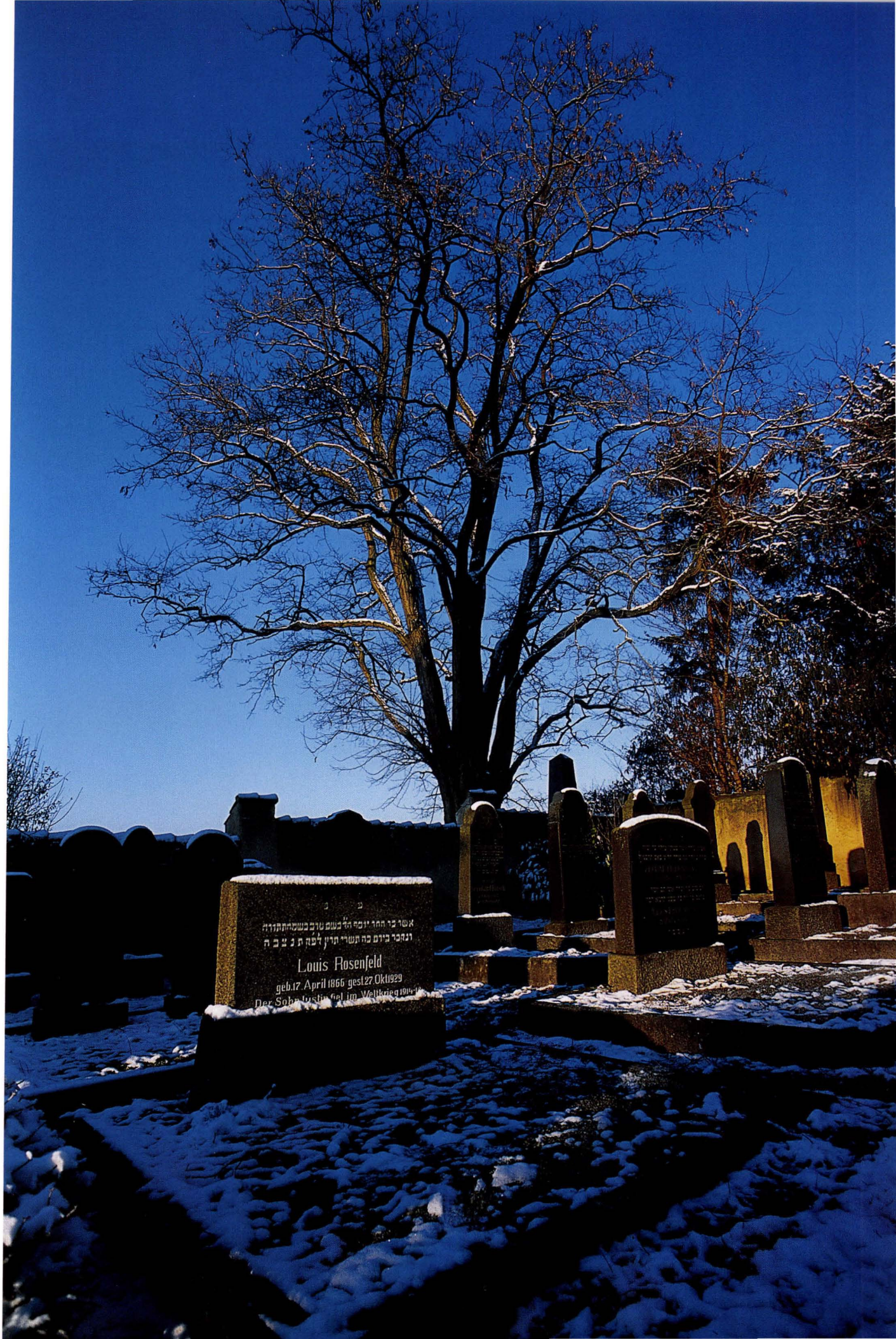


P.N.
ein Kriegsheld, Freund seiner Familie,
gefallen im Krieg zu Ruf und Ruhm,
Joseph, Sohn von Asher Rosenfeld,
gest. am Freitag, dem 7. Cheschwan und
begraben am 19. Kislew 676 LFK. T.N.Z.B.H.

(15. Oktober 1915)

Justin Rosenfeld
Gardeschütze
geb. 23. März 1895
gef. 15. Okt. 1915
am Hartmannsweilerkopf
beerdigt am 26. Nov. 1915.

Friedhofsregister: Feld 2 Reihe 1 Grab 3:
Justin Rosenfeld, ledig,
ist im großen Krieg 1914/16 auf dem Felde der Ehre ... gefallen
Vater: Louis Rosenfeld
Mutter: Anna geb. Friedlein


Louis Rosenfeld
geb.17. April 1866 gest.27.Okt1929

Levitenkanne



| Berlichingen, Gemeinde Schöntal

Bis 1802 unterstand Berlichingen der hohen Obrigkeit des Erzbistums Mainz, während die Ortsherrschaft anteilig durch die Herren von Berlichingen und das Kloster Schöntal ausgeübt wurde. Von Anfang an gab es große Unterschiede, was die Ansiedlung und Behandlung jüdischer Untertanen betraf. Für die weltlichen Berlichinger waren die Schutzjuden eine wichtige Einnahmequelle, deshalb förderten sie in ihrem Teil der Herrschaft deren Ansiedlung. Im Herrschaftsgebiet der Reichsabtei waren religiöse Minderheiten nicht erst seit der Gegenreformation unerwünscht, von wenigen Ausnahmen abgesehen. Da man den Berlichingern die Aufnahme von Schutzjuden nicht verbieten konnte, bestand Schöntal darauf, in allen sie betreffenden Fragen mit zu entscheiden. Die Leidtragenden der ständigen Querelen waren die Mitglieder der jüdischen Gemeinde.

Die erste urkundliche Nennung eines Juden stammt von 1561, als christliche Bewohner versuchten, einen von der Herrschaft Berlichingen aufgenommenen Schutzjuden als rituellen Kindermörder zu diskriminieren. 1749 gab es im Ort 16 jüdische Familien mit 56 Mitgliedern. Neun Familien unterstanden den Freiherren von Berlichingen, eine der Reichsabtei und sechs beiden Herrschaften gemeinsam. 1803 fiel das Dorf Berlichingen an Württemberg, das Kloster wurde säkularisiert. Den Juden, die sich verstärkt im Ort niederließen, brachte die neue Herrschaft eine, wenn auch noch eingeschränkte Gleichberechtigung. Ein Höhepunkt im religiösen Leben der jüdischen Gemeinde war 1806 die Einrichtung einer eigenen Synagoge mit einem rituellen Bad.

1807 lebten im Ort 128 Juden, bis 1854 stieg ihre Zahl auf 249 Personen an. Die Gleichstellung 1864 ermöglichte den Juden Freizügigkeit und eröffnete ihnen den Zugang zu neuen Berufen. Folglich verringerte sich die Zahl der Landjuden durch Abwanderung in die Städte, aber auch durch die Auswanderung nach Amerika. 1886 wohnten noch 121 jüdische Einwohner hier, 1900 waren es 89 und 1933 68. Sie lebten vom Vieh-, Lumpen- und Alteisenhandel, waren Metzger und Kaufleute, die Familie Berlinger betrieb eine Buchdruckerei. In der „Reichskristallnacht" wurde die Inneneinrichtung der Synagoge zerstört, das Gebäude



später abgerissen. Die israelitische Gemeinde wurde 1939 aufgelöst. Der größere Teil der jüdischen Bürger konnte rechtzeitig emigrieren. 29 jüdische Bürger wurden deportiert und verloren in den Vernichtungslagern ihr Leben.

Erstmals urkundlich erwähnt wird der Friedhof 1623. Möglicherweise ist er aber schon einige Jahre vorher angelegt und benutzt worden. Das Gelände, das von den Herren von Berlichingen erworben werden konnte, ist nass, sumpfig und landwirtschaftlich kaum nutzbar.

Der Friedhof liegt auf einer Anhöhe ca. 2 km südlich über dem Ort in der Flur „Judenbegräbnis". Zur Erschließung des Grundstücks musste die Gemeinde ein ordentliches Wegerecht erkaufen,

„‚weil er fasst mitten auf dem Ackerfeld liegt'; der Weg wird als zu beiden Seiten ‚durch und durch versteinert' [mit Grenzsteinen markiert] beschrieben, werde jedoch in den Saatjahren ‚mit den Ackern angebauet'. Dies wiederum führt zu der Vorschrift, dass der Besucher des Friedhofs in der Zeit, ‚da Frucht darauf stehen', im ‚Durchfahren' nicht neben dem Fahrzeug gehen darf, sondern entweder auf dem Pferd oder Wagen sitzen, oder voran gehen muss." [29]

Der Begräbnisplatz ist mit einem Holzzaun und teilweise mit einer Hecke umgeben. Durch den hohen Baumbestand ist er, auf einer Anhöhe über dem Jagsttal gelegen, weithin sichtbar. Ein schlichtes Holztor führt in den oberen und ältesten Teil des Friedhofs.

1719 wurde der Friedhof in Richtung Südosten erweitert und 1787 noch einmal um mehr als das Doppelte nach Südwesten. Heute weist er insgesamt eine Fläche von 144,70 Ar auf.

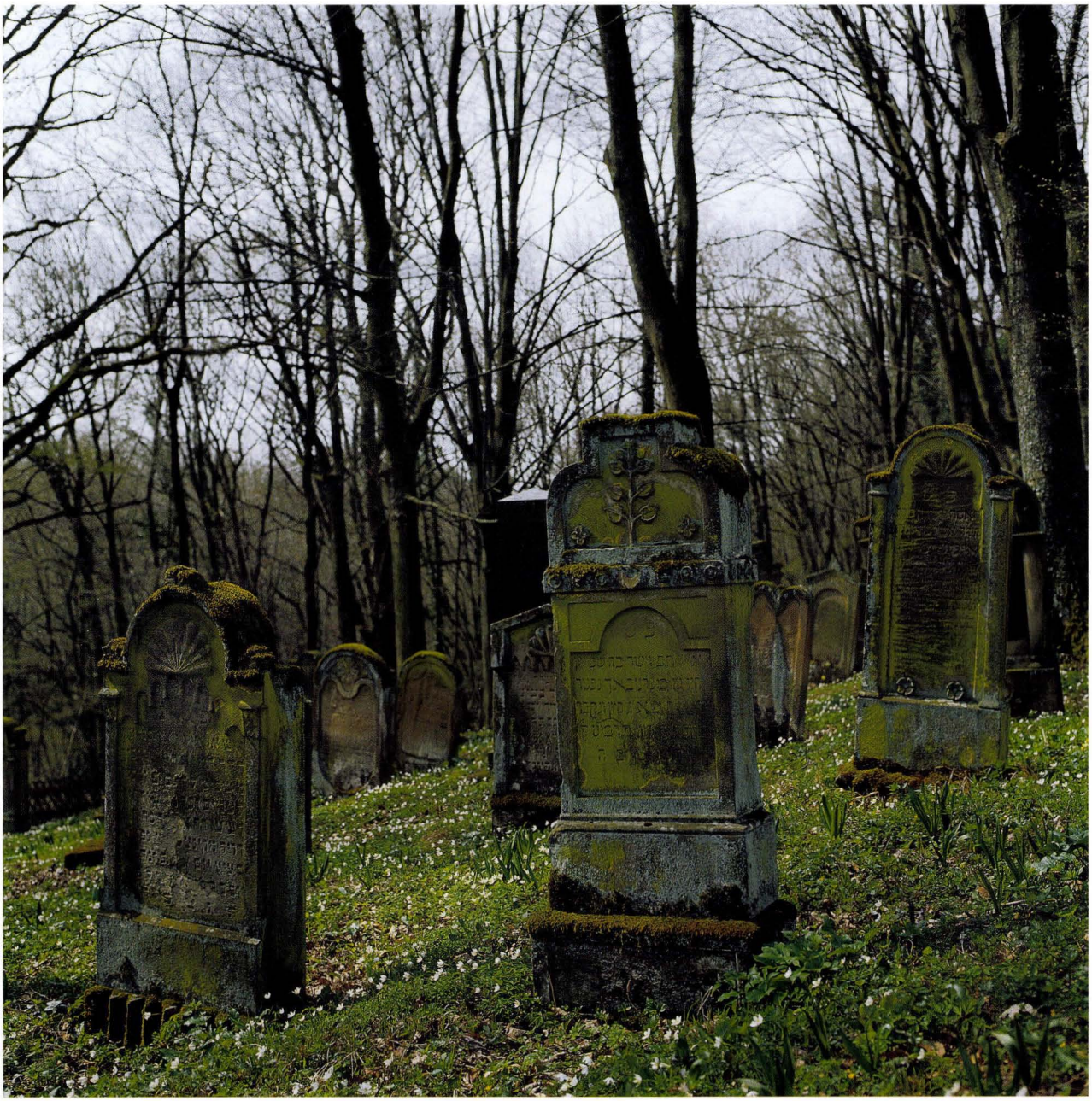
Mit etwa 2000 Grabstätten, von denen derzeit noch 1251 Grabsteine bzw. Fragmente aufweisen, ist er der älteste und größte Verbandsfriedhof im Hohenlohekreis. Er diente u. a. als Begräbnisplatz für Adelsheim, Ailringen, Bieringen, Dörzbach, Neunstetten, Sennfeld, Merchingen, Alt-Krautheim, Ernsbach, Hollenbach, Hohebach, Nagelsberg, teilweise auch Braunsbach (so eine Nennung von 1706) und nach 1850 auch für Künzelsau und Öhringen. Eine „Juden-Begräbnis-Casse" führte das Friedhofsregister und rechnete mit der Grundherrschaft, den Herren von Berlichingen, ab. Neben einem jährlichen Bodenzins von 16 Gulden erhob sie 2 Gulden für jede Bestattung. Zu dieser Gebühr kam für die Trauerfamilie noch der „Leichenzoll". Er wurde fällig, wenn Tote auf dem Weg zum Friedhof andere Herrschaftsgebiete passieren mussten, dafür sind in einer Zollordnung der Herrschaft Hohenlohe-Neuenstein 2 Gulden festgelegt.

Der älteste noch erhaltene Grabstein datiert aus dem Jahr 1662 und gehört Ela, Gattin des Wolf aus „Forke"; sie starb am 25. März 1662. Aus den früheren Aufzeichnungen über Begräbnisgebühren wird eine hohe Kindersterblichkeit deutlich. So finden sich 1707 unter zehn in diesem Jahr Beerdigten neun Kinder! Immer wieder kommt es über den Friedhof auch zu Unstimmigkeiten, die in den Akten dokumentiert sind. So wurden 1662 Berlichinger Untertanen durch die Herrschaft bestraft, weil sie das Gras auf dem Totenacker abgemäht hatten.

Nach der Auflösung der jüdischen Gemeinde in Berlichingen 1939 wurde der Friedhof im Jahr darauf für geschlossen erklärt. Scheine Jeanette Strauß, die am 23. Dezember 1939 starb, ist als Letzte hier bestattet worden. Nachdem die ab 1940 zwischen der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland und der Gemeinde Berlichingen geführten Verkaufsverhandlungen scheiterten, überstand der Friedhof das Dritte Reich weitgehend unverändert. Ein Gedenkstein wurde 1985 am Eingang zum Friedhof errichtet.

Die Gräber sind nach Südosten Richtung Jerusalem ausgerichtet. Im ältesten Teil finden sich nur noch vereinzelt Grabsteine, manche sind tief im Boden versunken oder nur noch als Fragmente vorhanden. Große Lücken deuten darauf hin, dass es ursprünglich weitere Grabstätten gab.

Bis Ende des 19. Jahrhunderts sind die Inschriften der Grabmäler hebräisch abgefasst. Zahlreiche ältere Steine, die vorwiegend eine rechteckige Form aufweisen oder einen Rundbogenabschluss besitzen, sind aus Sandstein und damit einer starken Verwitterung unterworfen. Auffällig bei den Schmuckformen ist die häufige Verwendung eines fünfspeichigen Rads, möglicherweise eine Anspielung auf das Wappen der Herren von Berlichingen. Auch hier tritt im 19. und 20. Jahrhundert vermehrt ein härteres und wertvolleres Gesteinsmaterial auf; ebenso kommen neue Formen in Mode wie z. B. Marmorobelisken, die vor allem von den wohlhabenderen und weniger traditionell orientierten Ernsbacher Juden bevorzugt wurden.



Berlichingen,
vorne rechts: Grabstein des Simon Samuel Hirsch, Metzgermeister,
geb. 1810 in Ernsbach, gest. 1889

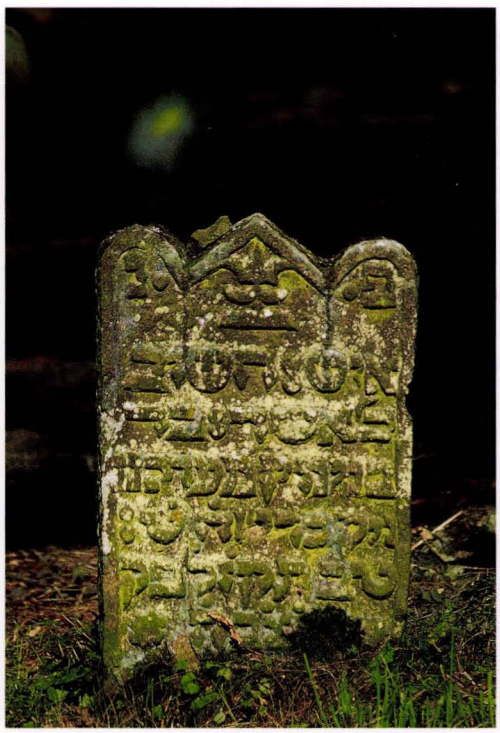


P.N.
ein vollkommener und geradsinniger Mann,
der ehrbare Herr,
Jom Tow, Sohn von Joseph sel. A.
aus Berlichingen,
gest. am Donnerstag, dem 1. Neumondtag
und begraben am freitag, dem 2.
Neumondtag Adar 2. 630
LFK. T.N.Z.B.H.

(3. März 1870)

Sterbe-Register Berlichingen
Jandof Westheimer, Handelsmann hier,
67 Jahre alt,
Gattin: Zilla Straßburger
Vater: Josef Hirsch
Mutter: Beßle

Aus: Bamberger, Memor-Buch:
Die jüdischen Friedhöfe im Hohenlohekreis,
Band 1, S. 282.



P.N.
ein vornehmer Mann,
der ehrbare Ascher, Sohn von
Benjamin Merchingen,
begraben am Donnerstag, dem 16.
Tewet 507 LFK.
T.N.Z.B.H.

(29. Dezember 1746)

Aus: Bamberger, Memor-Buch:
Die jüdischen Friedhöfe im Hohenlohekreis,
Band 1, S. 66.



Hier
liegt begraben der teure,
der ehrbare Herr David, Sohn von
Jehuda Segal,
Merchinge, der in seine
Welt einging ...

Anm. Zeile 5:
„Merchinge" = Merchingen

Aus: Bamberger,
Memor-Buch:
Die jüdischen Friedhöfe
im Hohenlohekreis,
Band 1, S. 66.







P.N.
ein geradsinniger Mann
und vertrauenswürdig,
Steuereinnehmer war er,
Michael,
Sohn von Schmuel
sel.A., Merchingen,
gest. und begraben
am Sonntag, dem 27.
Tamus 539
LFK
T.N.Z.B.H.
(11. Juli 1779)

Aus: Bamberger, Memor-Buch:
Die jüdischen Friedhöfe im Hohenlohekreis,
Band 1, S. 118.

P.T.
der geradsinnige Mann und
vertrauenswürdig,
der ehrbare Herr
Awraham Herz aus Ernsbach,
gest. in gutem Ruf am Sonntag,
dem 16. Cheschwan
und begraben am Montag,
dem 17. Marcheschwan
im Jahre 640 nach der kleinen Zeitrechnung
T.N.Z.B.H.
(2. November 1879)

Aus: Bamberger, Memor-Buch:
Die jüdischen Friedhöfe im Hohenlohekreis,
Band 1, S. 457.



Rechts:

Hier liegt begraben

eine fromme und geradsinnige Frau
viele Gebote achtete sie
und ihr Name war Edel, Tochter von Mosche,
Gattin des Anschel, Bieringe
und sie ist gest. und begraben am Montag,
dem 6. Tag im Monat
Adar 434 LFK.
T.N.Z.B.Ch' im Garten Eden
(12. Februar 1674)

Anm.: „Bieringe" = Bieringen
Das Symbol „Leviten-Kanne" ist bei Grabsteinen
von Frauen äußerst selten.
Aus: Bamberger, Memor-Buch:
Die jüdischen Friedhöfe im Hohenlohekreis,
Band 1, S. 123.





Creglingen, rechts alter, links neuer Friedhofsteil



Jüdische Friedhöfe im Main-Tauber-Kreis



| Creglingen

Aus dem Nürnberger Memorbuch geht hervor, dass Juden hier bereits im Mittelalter wohnten. Sie fanden bei der Judenverfolgung von 1298 den Tod. 1532 werden erneut Juden erwähnt, so z. B. ein „Jude Joseph". 1560 mussten sie allerdings Creglingen verlassen, nachdem der Markgraf von Brandenburg-Ansbach die „Abschaffung" aller Juden in der Markgrafschaft angeordnet hatte. Der Hauptgrund für die Vertreibung war, sie seien „Spötter und Lesterer unser waren Christlichen Religion." [30]

In der unsicheren Zeit des Dreißigjährigen Kriegs ließen sich ab 1620 wieder Juden innerhalb der Creglinger Stadtmauern nieder. So bittet der Jude Nathan 1622 um einen Schutzbrief der Stadt:

„Ob ich wol verhofft, in meinen armen Heußlein zu Oberzenn mich lenger zu patentirn, so bin ich aber nit allein, so woln von Kayserischen allß Schwedischen Kriegsvolckh gantz und gar ruinirt und außgeplundert, sonders auch mit Weib und Kind biß ufs Hembd außgezog und in die eusserste Blutharmuth gesetzt worden, mich auch zweymal am Strickh hinweg gefurth [...]." [31]

1714 gab es 12 jüdische Familien in Creglingen. Später war der religiöse Mittelpunkt der israelitischen Gemeinde die 1800 eingeweihte Synagoge neben dem Faulturm. 1808 waren 17 Familien mit 76 Mitgliedern und 1854 130 Juden hier ansässig. In der Folgezeit sank ihre Zahl durch Aus- und Abwanderung auf 73 jüdische Einwohner im Jahr 1933.

Am 25. März 1933 kam es zu einem Pogrom unter Führung des SA-Standartenführers Klein, der bereits wenige Tage zuvor in Öhringen und Künzelsau Terror gegen die Juden ausgeübt hatte. 16 jüdische Männer wurden während des Gottesdienstes aus der Synagoge geholt und im Rathaus so schwer misshandelt, dass zwei von ihnen, Hermann Stern mit 67 Jahren und Arnold Rosenfeld mit 53 Jahren, wenig später qualvoll an ihren Verletzungen starben. 1939 wurde die nur noch wenige Familien umfassende israelitische Gemeinde aufgelöst. Die Synagoge musste an die Stadt zwangsverkauft werden, sie diente jahrelang als Jugendherberge und wird heute als Gaststätte genutzt.

Mehrere Mitglieder der jüdischen Gemeinde konnten rechtzeitig im Ausland Zuflucht finden. Zwölf jüdische Bürger wurden deportiert und ermordet. Der Bürgermeister schrieb vor dem Weggang des letzten Juden, Emil Stern:

„Betr.: Wegzug der jüdischen Bevölkerung. Der Kreisleitung melde ich hiermit, daß die Stadt Creglingen mit dem heutigen Tag vollständig judenfrei geworden ist. Der letzte jüdische Bewohner hat sich heute polizeilich abgemeldet. Die Stadt ist nunmehr nach über 200 Jahren, wobei durchschnittlich 50 bis 60 Juden hier wohnhaft waren, von Juden frei. Heil Hitler." [32]

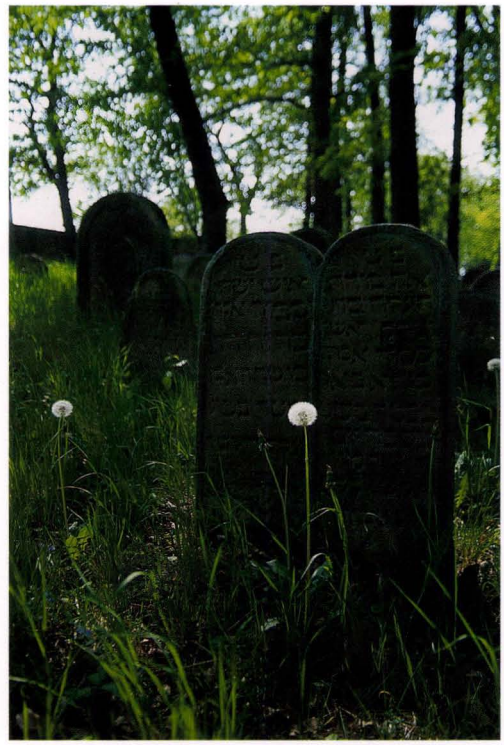
Südöstlich der Stadt, unweit der Straße nach Standorf, wurde im 17. Jahrhundert ein jüdischer Friedhof mit einer Fläche von 56,91 Ar angelegt. Zunächst war er von einem Lattenzaun umfriedet. Der nördliche Teil, der „Alte Friedhof", auf dem sich zahlreiche eingesunkene, zum Teil nur noch als Stümpfe erhaltene Grabsteine befinden, ist hügelig, was auf eine mehrfache Belegung durch Aufschüttung hindeuten könnte. Im Unterschied dazu stehen die Grabmäler auf dem „Neuen Friedhof", einem Grundstück von 28 Ar, das 1889 hinzukam, auf einer völlig ebenen Rasenfläche. Diese Erweiterung war bereits der dritte Zukauf an Gelände nach den Erwerbungen von 1848 und 1879. Inzwischen wurden nämlich auch die Juden von Waldmannshofen, Craintal und Archshofen hier beerdigt. Erst 1892 erhielt der Friedhof auf Betreiben des inzwischen gegründeten Friedhofsvereins „Chevroh Erez Hadiajim" und durch Spenden von Nachkommen Creglinger und Archshofener Juden aus Übersee eine Einfriedung durch eine hohe Steinmauer mit zwei kunstvoll verzierten schmiedeeisernen Toren auf der West- und Nordseite.

Die Grabsteine des alten Teils sind mit wenigen Ausnahmen aus Sandstein gefertigt. Sie weisen zum Teil starke Spuren der Verwitterung auf, so dass die Inschriften nicht mehr entziffert werden können. Die älteste lesbare Schrift trägt der Stein des Eisik Jizchak ben Mosche und stammt aus dem Jahre 1696. Eine Besonderheit stellt eine Grabtafel aus Gusseisen dar. Die jüngeren, nach 1850 errichteten Steine bestehen sowohl aus Sandstein als auch aus Granit und Marmor, für die Inschriftentafeln fand auch Glasfluss Verwendung.

Die Belegung des neuen Friedhofs erfolgte zuerst auf der Südseite, somit blieb eine große Fläche zwischen dem alten und neuen Teil frei, die vermutlich zur Auffüllung vorgesehen war. Die Kindergräber liegen an der Ostseite der Mauer, getrennt von den anderen Grabstätten, deren chronologische Belegung nicht in den Quer- sondern in Längsreihen entlang der Mauer von Osten nach Westen erfolgte. Immer wieder wurden dabei benachbarte Grabplätze für den Ehegatten des Verstorbenen freigelassen. Die Begräbnisliste endet 1938, die letzte Eintragung bezieht sich auf den Oberlehrer Josef Pressburger. Dennoch fand hier erst 1939 die letzte Beerdigung (Bertha Güthermann) statt. Einzelne Steine weisen Zeichen von Gewaltanwendungen auf wie z. B. Brüche, abgeschlagene Stellen bzw. die Entfernung der Marmor- oder Glasflussplatten aus ihren Metallarmierungen.

„Dass eine Schändung des Friedhofs stattgefunden hat, ist auch aus der Aussage des Schmiedemeisters Georg Schneider vor der Spruchkammer Mergentheim zu schließen, als er am 3. Mai 1948 erklärte, er habe in eigener Arbeit und auf eigene Kosten den zum Teil zerstörten Judenfriedhof wieder in Ordnung gebracht." [33]

Rechts:
Creglingen, neuer Friedhofsteil
Linker Stein: Samuel Oberndörfer
Archshofen
geb. am 18. Mai 1832
gest. am 7. Mai 1895,
Mitte: Bertha Oberndörfer.



Im April 1943 musste die Reichsvereinigung der Juden den Friedhof verkaufen. Sie bot ihn der Stadt an:

„Da die Gemeinde in Creglingen bereit war, die Steine der Umfassungsmauer als wert zu sehen, bot man für den Platz, ‚inmitten einer völlig ertraglosen Öde mit steinigem Untergrund, ungeeignet zu späterer landwirtschaftlicher Bewirtung' 500 RM [...] Der 56 Ar und 91 qm große ‚Gottesacker der Israeliten, Mauer, Öde' samt Weg am Judenfriedhof wird nach der Überweisung von 500 RM auf das Sonderkonto Grundstücksverkäufe der Reichsvereinigung [...] Besitz der Stadtgemeinde Creglingen [...]." [34]

Wenig später erhielt die Stadt die Auflage, den Friedhof zu räumen und seine anderweitige Nutzung zu veranlassen, sobald es gesundheitspolizeiliche Belange zuließen. Da dies bis zum Ende des Krieges nicht mehr erfolgte, war Creglingen als einzige Kommune der Nachkriegszeit Eigentümerin eines jüdischen Friedhofs.

Erst im April 2001 wurde mit der Israelitischen Religionsgemeinschaft Württemberg in Stuttgart (IRG) ein Schenkungsvertrag abgeschlossen, in dem der Friedhof wieder der jüdischen Gemeinde rückübertragen wurde. Mit einer am 25. März 1998 an der Friedhofsmauer angebrachten Tafel wird der Opfer des Nationalsozialismus aus Creglingen und Archshofen gedacht.

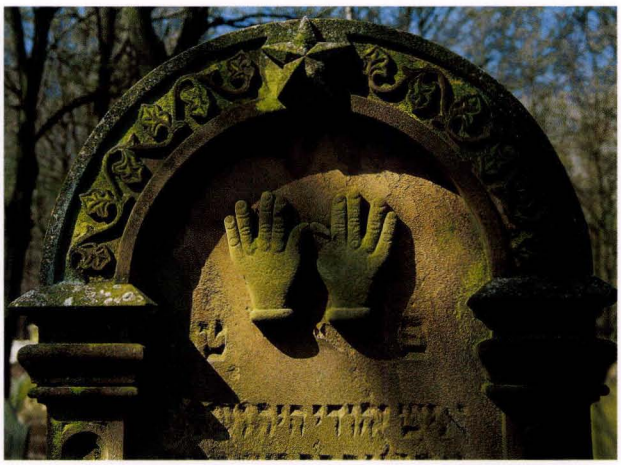
Der Volksmund nennt den Friedhof „Judenbegräbnis" oder „Judenkirchhof", der Weg dorthin wird als „Judenbegräbnisweg" bezeichnet.





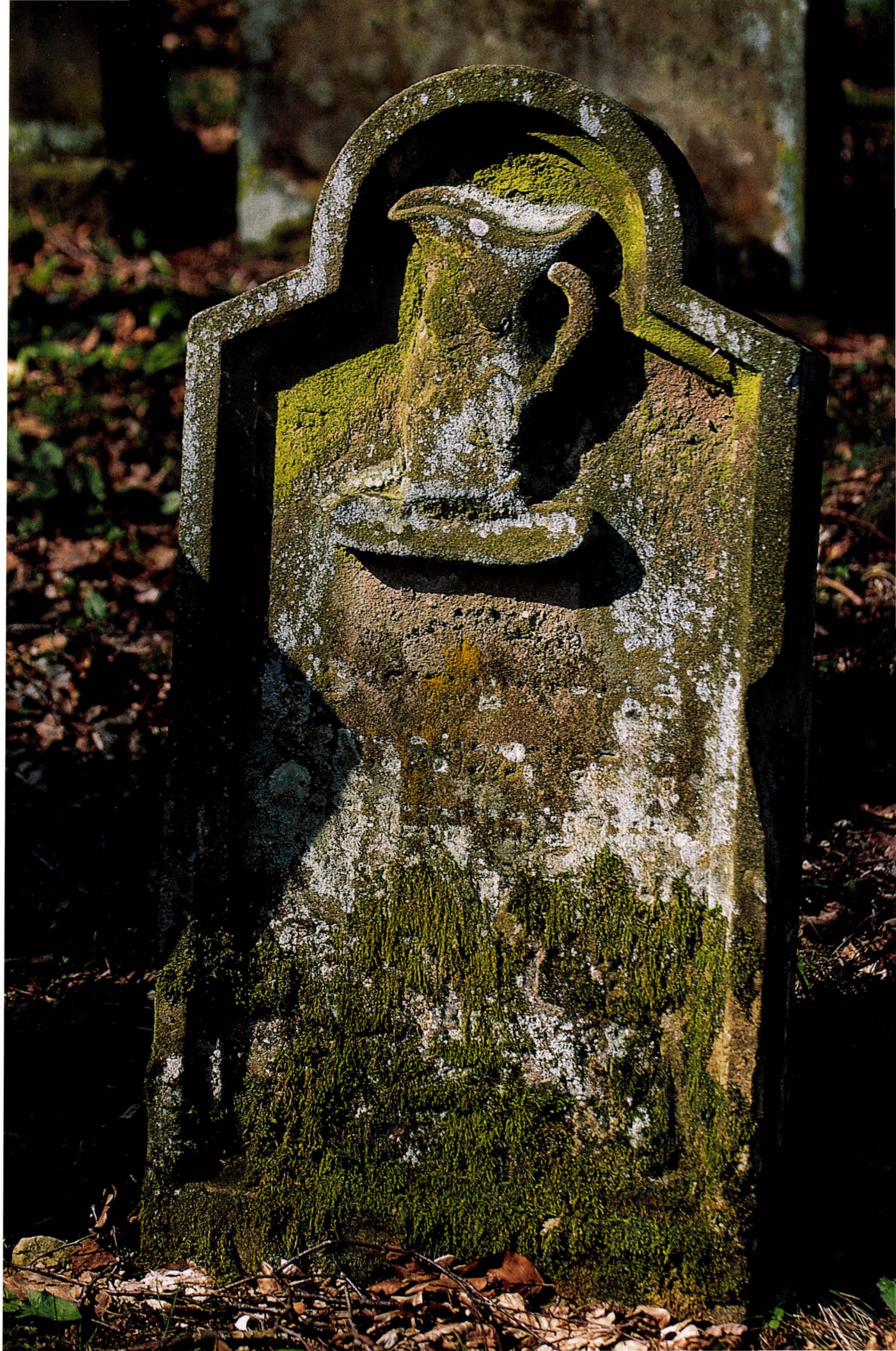






Creglingen, segnende Hände

Rechts:
Creglingen, Grabstein mit Levitenkanne





Creglingen, alter Friedhofsteil



Creglingen, Eingangstor auf der Westseite



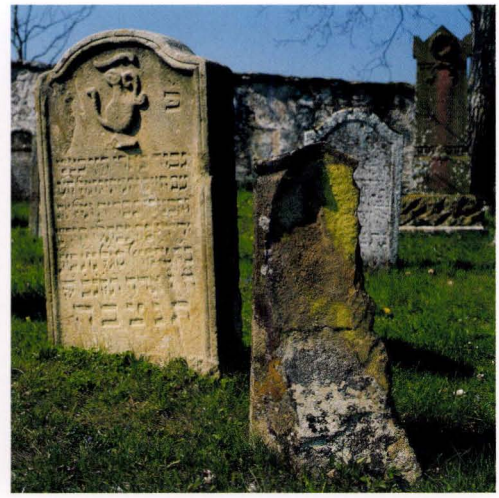
Creglingen, neuer Friedhofsteil



Creglingen, alter Friedhofsteil,
Grabstein mit gusseiserner Inschriftentafel.
Die Inschrift bezieht sich auf den im Januar 1858
gestorbenen Ascher Zwi.

Links:
Grabsteine
aus der Barockzeit
Rechts:
Grabstein mit
Levitenkanne



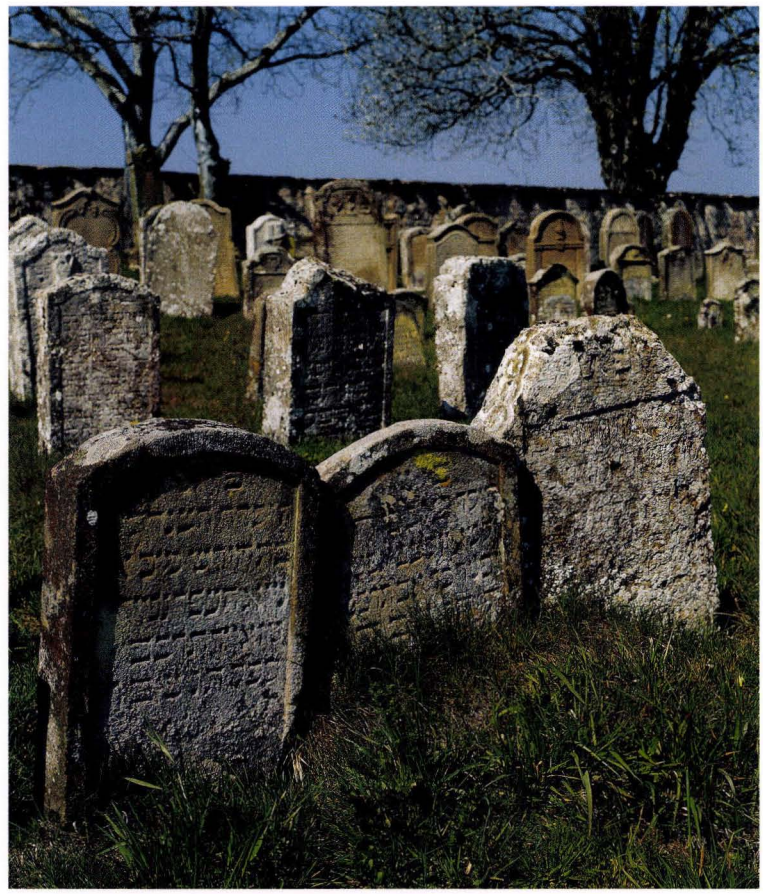


| Niederstetten

Niederstettens jüdische Gemeinde weist eine ähnliche Geschichte wie die von Creglingen auf. Schon im späten Mittelalter ansässig, erlebten die Juden die Verfolgung von 1289. Die erste urkundliche Nennung einer neuzeitlichen Gemeinde datiert aus dem Jahr 1647, als die im Ort ansässigen Juden einen Schutzbrief erhielten. 1794 gab es 28 jüdische Haushaltungen mit etwa 150 Personen (die Witwen wurden dabei nicht berücksichtigt). 1807 fiel Niederstetten an das Königreich Württemberg. 1813 kaufte die Gemeinde den Bauplatz für eine neue Synagoge als Ersatz für die bereits 1741 errichtete. Deren Fertigstellung dauerte aber noch bis zum Sommer 1824. 1844 erreicht die jüdische Gemeinde mit 217 Personen ihren Höchststand. In den folgenden Jahren wanderten zahlreiche Juden aus, z. B. nach Amerika, wo einige am amerikanischen Unabhängigkeitskrieg teilnahmen. Die Gleichberechtigung, die das Gesetz von 1864 den württembergischen Juden brachte, aber ebenso die Ausweitung des Eisenbahnnetzes verstärkten die Landflucht aus den Gemeinden, die keinen Anschluss an das moderne Transportmittel hatten. So lebten 1900 noch 163 und 1933 81 jüdische Bürger in Niederstetten mit seinen knapp 2000 Einwohnern. Etwa einem Drittel von ihnen gelang rechtzeitig die Auswanderung vor allem nach Amerika, mindestens 54 wurden in den Vernichtungslagern von Riga, Theresienstadt und Auschwitz ermordet. Nur Mina Baumann geb. Kirchheimer kehrte aus der Deportation zurück.

„Es ist am Morgen des Tages, der auf das Ende des Pessachfestes, des Festes des Auszuges, folgt. Es ist der Tag meines Auszuges aus der Stadt meiner Geburt, der Stadt, in der meine Familie seit Generationen lebte.
Am frühen Morgen gehen Vater und ich den altgewohnten Weg zum Gotteshaus zum Gottesdienst. Ein letztes Mal höre ich die Stimme meines Freundes die althergebrachten Gebete nach vorgeschriebener Weise sagen [...] Nochmals schaue ich mich um in dem Haus, in dem ich sozusagen groß geworden bin. Diese kleine Synagoge, sie ist nicht groß wie jene in den Städten, sie ist auch nicht so schön bemalt, auch nicht so gut instandgehalten, aber sie ist unser Gotteshaus, [...] wo wir jeden Freitag und Samstag Kiddusch- und Avdolohwein bekamen, [...] in dem wir unter Zittern den Tag der Bar Mitzwah erlebten. Es ist und war zu allen Zeiten der Treffpunkt der Gemeinde [...].

Wie lange werden hier noch Leute sein? Die meisten meiner gleichaltrigen Freunde sind schon weg, und die anderen sind mit Auswanderungsplänen und Vorbereitungen beschäftigt. Ein letztes Mal gehe ich und küsse den Vorhang am heiligen Schrein [...]." [35]



Offiziell wurde die jüdische Gemeinde Niederstetten 1939 aufgelöst.

Die Toten wurden einer alten Überlieferung zufolge im etwa 45 km entfernten Schopfloch bzw. in Unterbalbach beigesetzt, seit 1730 in Weikersheim. Nach langen Verhandlungen mit den Grafen von Hatzfeldt erhielt die jüdische Gemeinde die Erlaubnis, einen abgelegenen Platz zu erwerben und dort einen Friedhof anzulegen. Es dauerte nochmals vier Jahre (1737–1741), bis er auf einer Hochfläche außerhalb der Stadt im Gewann „Salmhof" fertiggestellt war. Noch 1933 wurde der Friedhof um etwa 6 Ar auf die heutige Fläche von 35,69 Ar erweitert. Zur Belegung des neuen Teils kam es jedoch nicht mehr.

„Wie ein braches Feld scheint dieses vorausschauend erworbene Stück jetzt für die neununddreißig Niederstettener Bürger dazuliegen, die nach der Verschleppung 1941 und 1942 auch noch ihres Lebens beraubt wurden und, deren Ort nur Gott kennt." [36]

Eine Steinmauer umfriedet den etwa 35 Meter auf 105 Meter großen Friedhof, der an der Nordwestecke durch ein Holztor mit anschließender kleiner Halle betreten werden kann. Hierbei handelt es sich jedoch nicht um ein Taharahaus, vielleicht wurden hier die benötigten Gerätschaften aufbewahrt. Mächtige Bäume, vorwiegend Kastanien und Kirschen, setzen eigene Akzente. Einer der ersten Einträge im Niederstettener „Chewrabuch" (Register der religiösen Beerdigungsbruderschaft) berichtet von der Beerdigung eines Bräutigams aus Archshofen im Jahr 1740. Zeitweise wurden hier nämlich auch Juden aus diesem Ort, Creglingen, Gerabronn und Mulfingen beigesetzt.

Heute stehen ungefähr 570 Steine auf dem Gelände. Die älteren, noch meist kleineren Grabsteine sind aus Muschelkalk oder hellem Sandstein, zum Teil verwittert oder beschädigt. Bei den jüngeren dagegen dominieren rote Sandstein- und Marmordenkmäler. In ihrer Umgebung, links vom Eingang, ist der nicht mehr belegte Bereich der Erweiterung von 1933 deutlich erkennbar. Besonders auffällig sind drei Levitengräber in der dritten Reihe vor der westlichen Mauer. Sie stammen vom Ende des 18. Jahrhunderts. Das von 1791/92 trägt neben der Kanne ein elegant geschwungenes Beschneidungsmesser.

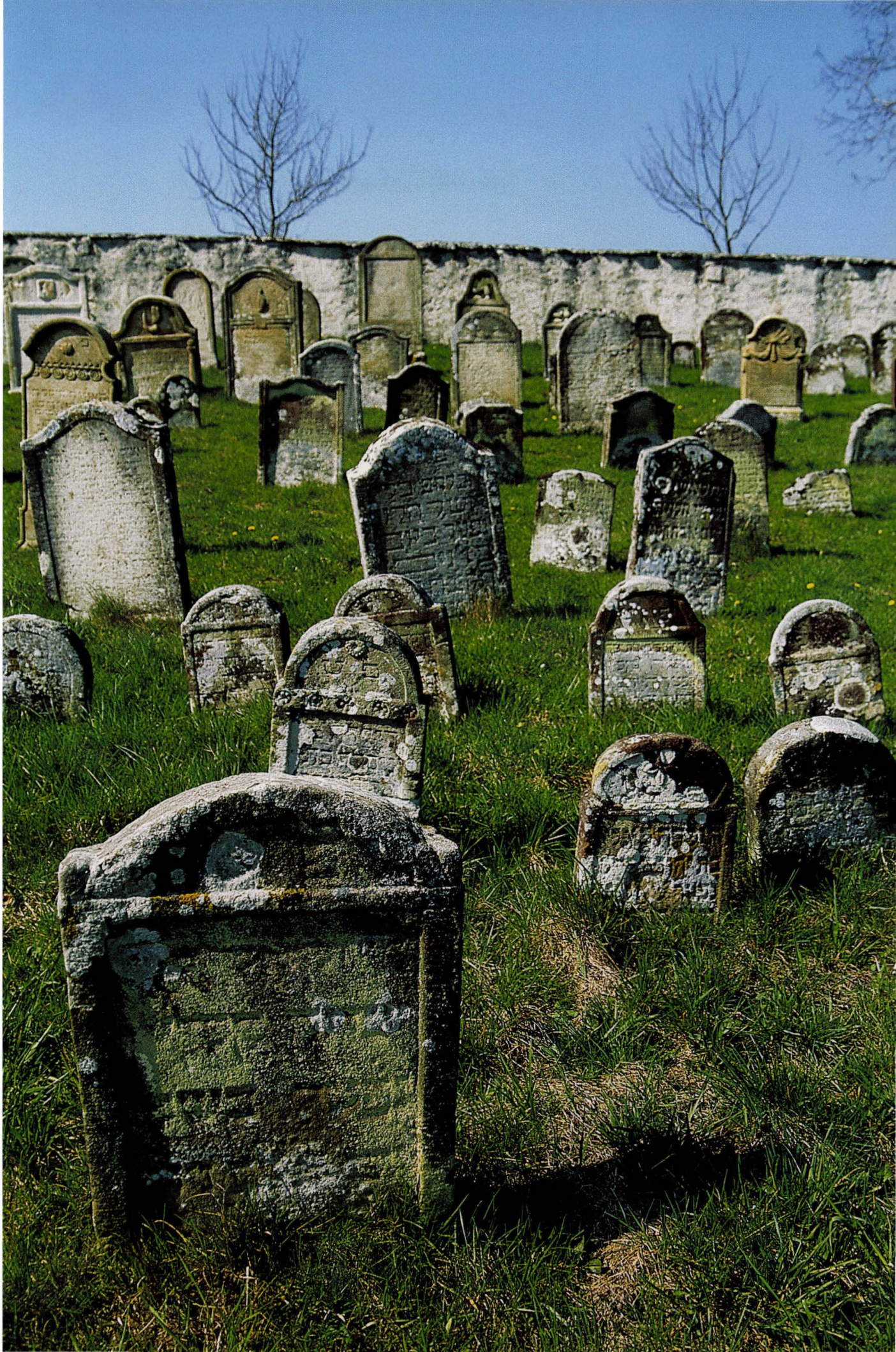




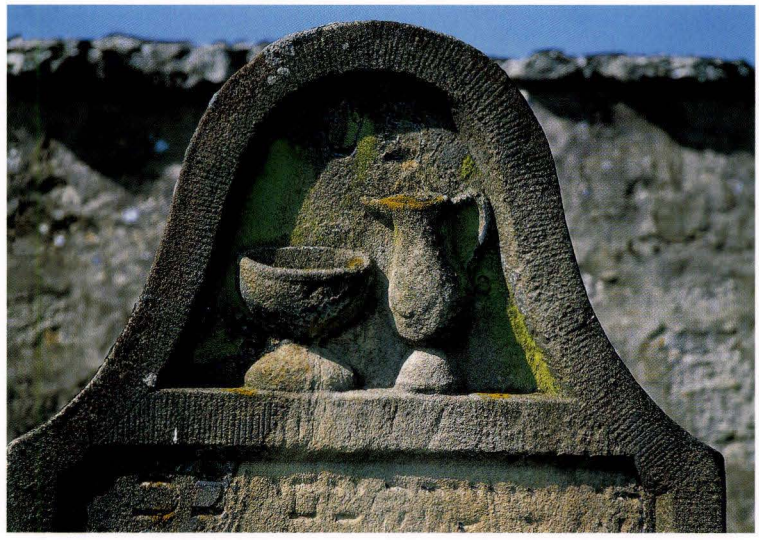
Niederstetten, Gesamtansicht, Blick von Nordosten
Rechts: Eingang an der Nordwestecke

Über eine der letzten Beerdigungen, die Bruno Stern vor seiner Auswanderung nach Amerika erlebte, schreibt er:

„Am Samstag, dem 5. Mai 1934, schloss der Schwerkranke [Moritz Strauß, Metzger und Mitglied des Stadtrats] seine Augen für immer. Ein fleißiges und fruchtbares Leben war damit zu Ende gegangen. Die Trauerfeier mit Beerdigung sollte am darauffolgenden Montag oder Dienstag stattfinden. Der Zimmermann von Niederstetten fertigte den einfachen Sarg an, und die Männer unserer Gemeinde hielten die vorgeschriebenen Gottesdienste für den Toten, wie sie der Tradition entsprachen. Am Nachmittag des für die Beisetzung bestimmten Tages fanden sich Verwandte, Männer und Frauen der jüdischen Gemeinde und sogar ein paar andere Bewohner des Ortes vor dem Wohnhaus von Moritz Strauß ein. Alex Roberg, unser Lehrer und Kantor, erschien in seiner Amtsrobe. Alle warteten auf den von zwei Pferden mit schwarzem Überwurf gezogenen Leichenwagen. Dieser Leichenwagen war gemeinsames Eigentum der drei in Niederstetten vertretenen Kirchengemeinden: der evangelischen, der katholischen und der jüdischen. Je nach Religion des Verstorbenen waren die Vorhänge des Wagens mit einem Kreuz oder mit einem Davidstern geschmückt. Die Trauergäste warteten und warteten. Endlich erschien der beauftragte Bauer mit den beiden Pferden, aber ohne Leichenwagen. Er erzählte, dass jemand die Räder des Wagens abmontiert hatte und er sie nirgends finden konnte. Es wurde daraufhin entschieden, dass der Bauer einen anderen Wagen, mit dem er sonst die Ernte von den Feldern heimbrachte, als Leichenwagen zur Verfügung stellen sollte. Er kehrte auch bald mit dem Gefährt zurück und die Prozession konnte sich endlich in Bewegung setzen. Normalerweise führte ein Polizist in schmucker Uniform die Trauerzüge an - diesmal aber kam keiner. Die Gruppe mit den beiden Pferden, dem Bauernwagen, auf dem der zugedeckte Sarg stand, und den wenigen hinterhergehenden Männern und Frauen bewegte sich langsam den Hügel hinauf zum Friedhof. Es war ein trauriger Anblick. Die Leidtragenden mussten eine Art Spießrutenlauf durchmachen, von allen Seiten verfolgten sie feindselige Augen, hier und da aber auch Augen voller Entsetzen und Mitleid. Der Bauer, ein alter Freund des Verstorbenen, wollte es sich auf keinen Fall nehmen lassen, Moritz Strauß den letzten Liebesdienst zu erweisen. Die Beerdigung selbst verlief ohne weitere Zwischenfälle." [37]







Niederstetten,
Oben: segnende Hände,
Unten: Levitenkanne

Rechts:
Blick nach Nordwesten





| Weikersheim

Auch hier bestand bereits im Mittelalter eine Gemeinde. Wie die anderen in der Region hatten die Juden unter den Verfolgungen von 1298, 1336/37 und 1348/49 zu leiden. 1445 wurde ein generelles Verbot der Ansiedlung von Juden erlassen. 1637 erhielten die beiden jüdischen Händler Moses und Mannaß aus Hanau einen Schutzbrief, sie zählen somit wohl zu den Stammvätern der jüdischen Gemeinde in Weikersheim. Die Grafschaft Weikersheim gehörte damals einige Jahre dem Deutschen Orden. Nach dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs erhielten sie die Grafen von Hohenlohe-Weikersheim wieder zurück. Sie erteilten einer Reihe weiterer Juden den Schutzbrief. In der Regierungszeit Carl Ludwigs erwirkte sein „Hofjud" Lämmle Seligmann (er ist in der Figurengalerie im Weikersheimer Schlossgarten mit Rock und elegantem Zwicker in Stein verewigt) 1730 die Erlaubnis, einen Friedhof zu errichten. Es lebten damals 19 jüdische Familien in der Residenz. 1807 erreichte die jüdische Gemeinde mit 158 Personen ihren Höchststand. Ihre Mitglieder waren insbesondere im Textil- und Getreidegeschäft, im Pferde- und im Weinhandel tätig. Eine Synagoge wurde 1830, vermutlich auf dem Grundstück eines älteren Synagogengebäudes erbaut. Damals wohnten 143 Personen jüdischen Glaubens im Ort. Ihre Zahl ging im 19. Jahrhundert mit der beginnenden Industrialisierung und der Anziehungskraft größerer Städte so zurück, dass 1928 kein erforderliches Minjan, d. h. die Mindestzahl von zehn männlichen Personen zur Ausübung des Gottesdienstes, zustande kam. Die Synagoge wurde deshalb 1928 geschlossen, verkauft und entging so zumindest der Zerstörung. Zu Beginn der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft gab es infolge starker Abwanderung nur noch wenige Juden in Weikersheim. Sie fristeten nach der „Reichskristallnacht" ihr Dasein als städtische Zwangsarbeiter, anschließend wurden sie deportiert, ihr Schicksal ist unbekannt.



Weikersheim,
links: Grabstein von Isak Löwenstein von Laudenbach,
geb. 8. Mai 1810, gest. 3. Juni 1893,
rechts: Grabstein von David Wolfsheimer,
geb. 12. Mai 1817, gest. 26. Sept. 1860

Zunächst wurden die Toten nach Zahlung eines hohen Wegzolls im Deutschordensgebiet in Unterbalbach beigesetzt. 1730 legte die jüdische Gemeinde, gemeinsam mit denen von Niederstetten und Laudenbach, einen Friedhof mit 46,38 Ar Fläche auf einem Bergrücken südlich der Stadt an der alten Straße nach Honsbronn an. Im selben Jahr fand die erste Beerdigung statt. Eine Zeitlang wurde der Friedhof auch von jüdischen Gemeinden des bayerischen Grenzgebiets, z. B. Bütthard, Tauberrettersheim, Gaukönigshofen, Archshofen genutzt. Eine hohe Steinmauer mit einem Eisentor umfriedet einen alten und neueren Teil. Das Gelände wird von mächtigen Kirschbäumen überragt.

In seinen Erinnerungen schreibt der Weikersheimer Otto Kienzle:

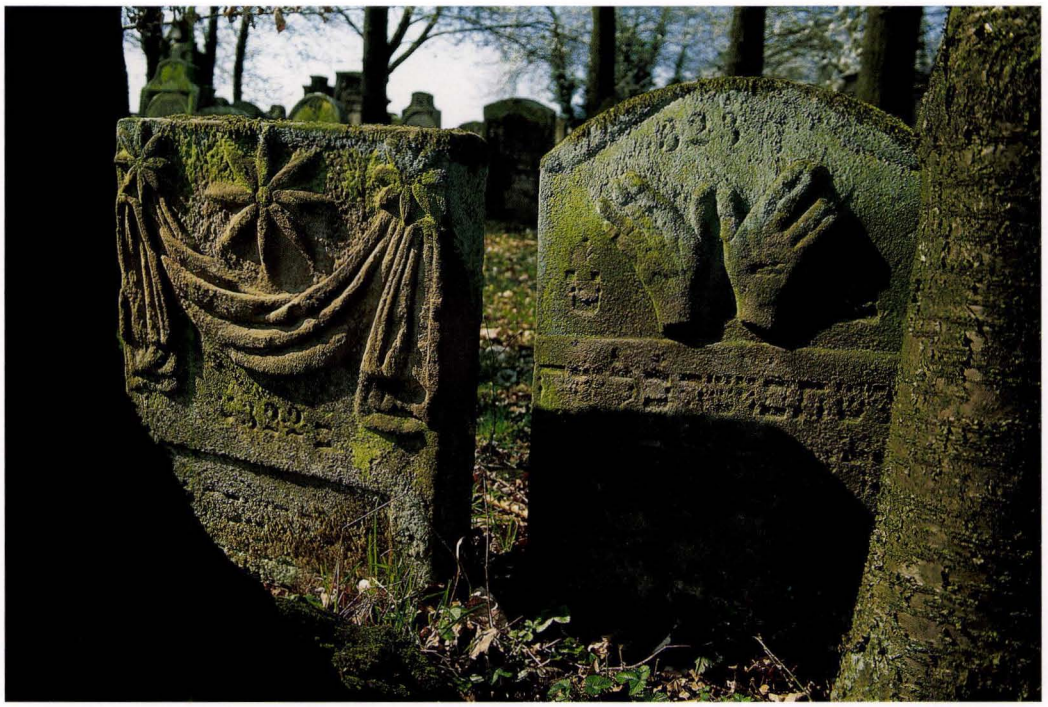
„Da lobe ich mir den Friedhof der Israeliten, der weit, weit draußen auf freiem Feld, zwischen Weikersheim und Honsbronn in köstlichem Gottesfrieden zwischen den wogenden Kornfeldern gelegen ist. Dort finde ich manchen bekannten Namen und manchen braven Israeliten, vor dem ich, als ich vor seinem Grab stand, wieder im Geist den Hut abzog, wie ich ihn einst grüßte als Knabe, wenn ich ihm im Städtchen begegnete. Da liegen sie, der alte Ascher und der alte Adler, der alte Königsberger, der Vater des Max, der auch schon graue Haare hat, und die alte Frau Thalheimer, die einst vor dem Gänseturm ein Geschäft betrieb. [...] Ob sie große Geschäfte jemals in dem kleinen Lädchen gemacht hat, weiß ich nicht, aber dass sie mit großer Liebe an ihrem Enkelkind hing, davon war ich Zeuge. Nirgends ist der Familiensinn und die Anhänglichkeit stärker ausgeprägt als bei den Israeliten. Das predigen auch diese Grabsteine auf dem Friedhof, auf denen immer und immer wieder die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, wie die der Kinder zu ihren Eltern in ergreifend schlichten Worten zum Ausdruck kommt. Und noch etwas finden wir auf den jüdischen Grabsteinen: die Befriedigung, den Nachkommen einen guten Ruf und einen ehrlichen Namen zu hinterlassen. ‚Ein guter Ruf ist mehr wert als alle Schätze der Welt', sagt einer der Verstorbenen als Mahnung an seine Hinterbliebenen. 662 Totenkammern gestorbener Israeliten aus Weikersheim, Laudenbach, Grünsfeld und Tauberettersheim zähle ich und wohl drei Jahrhunderte haben an der endgültigen Ansiedlung dieser Männer und Frauen aus dem ewig wandernden Volk Gottes gearbeitet. Mehrfach ist der Friedhof erweitert worden [...], aber trotz der Länge der Zeit sind sich die Grabmonumente in ihrer schlichten Form und Einfachheit gleich geblieben, und so macht der Friedhof einen weit imposanteren Eindruck als der christliche, er ist im wahren Sinn des Wortes ein F r i e dhof, fern von allem Erdenleid und nur gewaltig in der Majestät des Todes." [38]

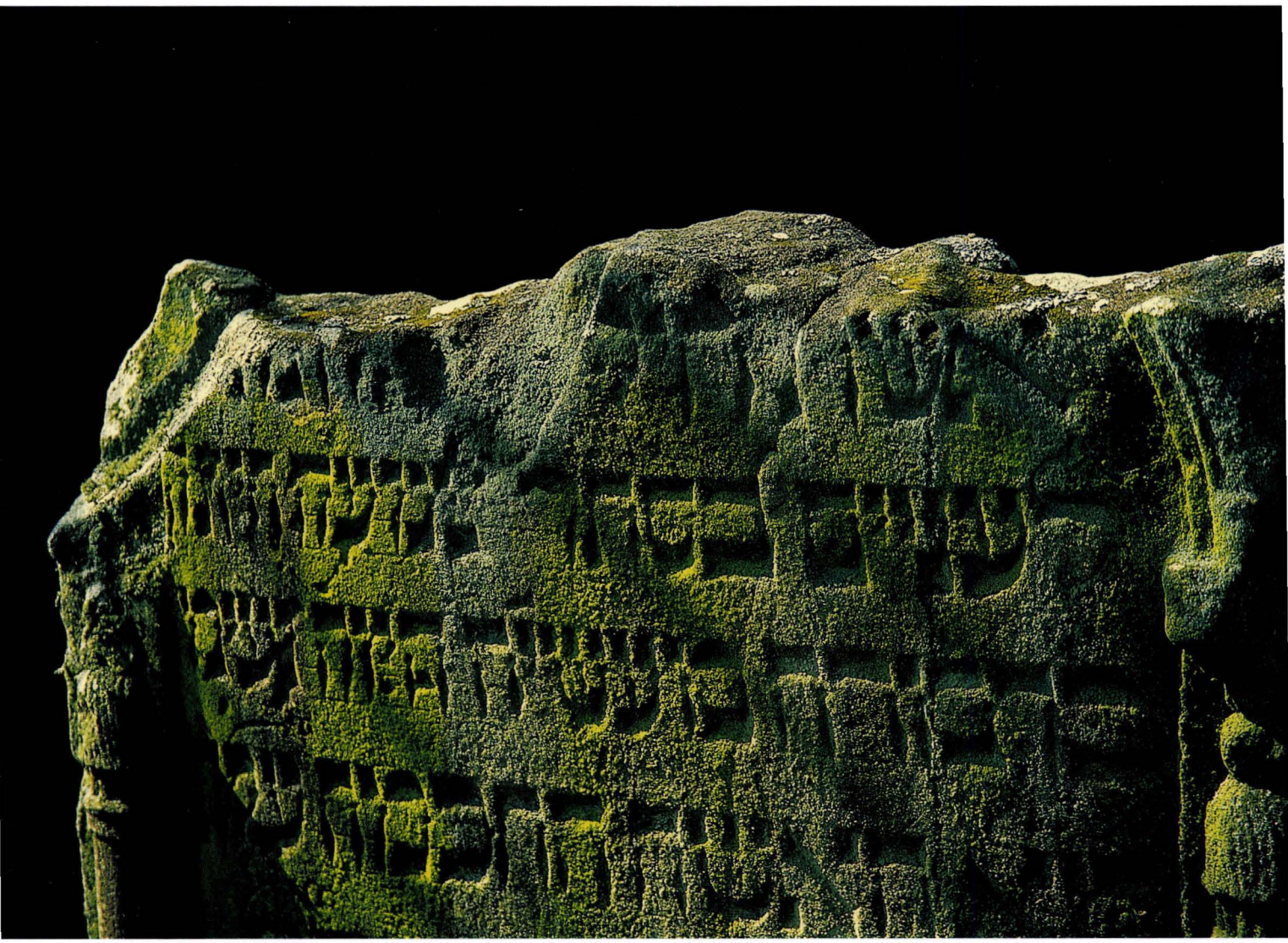
Die Gräber auf dem Friedhof sind nummeriert, ein entsprechendes Gräberverzeichnis wurde 1881 vom Lehrer Frank angelegt. Der jüngste Grabstein mit der Nummer 707 stammt von 1941. Seine Inschrift lautet: Hier ruht Moses Frank aus Edelfingen. Auch das Grab des „Hofjuden" Lämmle Seligmann mit der Nummer 220 ist erhalten, es trägt die Inschrift: Hier ist geborgen und begraben LÄMMLE ben Ascher [Seeligmann], es folgt die hebräische Jahreszahl, aus der sich das Sterbedatum Donnerstag, 17. Juli 1742, ergibt.[39]

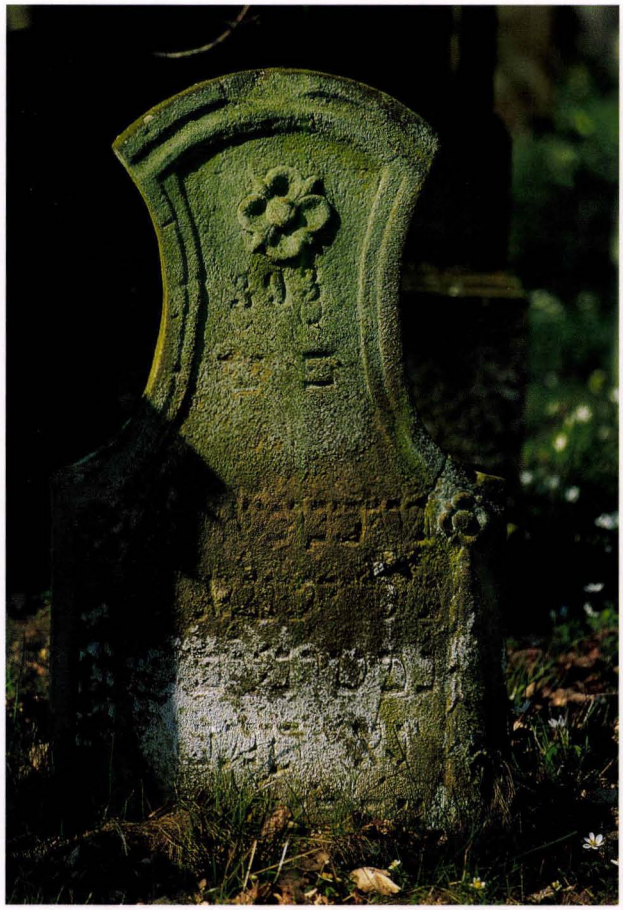
Rechts:
Weikersheim, Grabstein von Emanuel Löwenstein mit dem Symbol der Sonne

Neben einer Vielzahl von Ornamenten und Symbolen, die in Weikersheim von besonderer Qualität und großem Variationsreichtum sind, gibt es hier das Symbol einer Sonne, das auf den anderen Friedhöfen kaum vorkommt. Sie steht für die Offenbarung Gottes und symbolisiert die Erwartung des Messias und die Auferstehung.









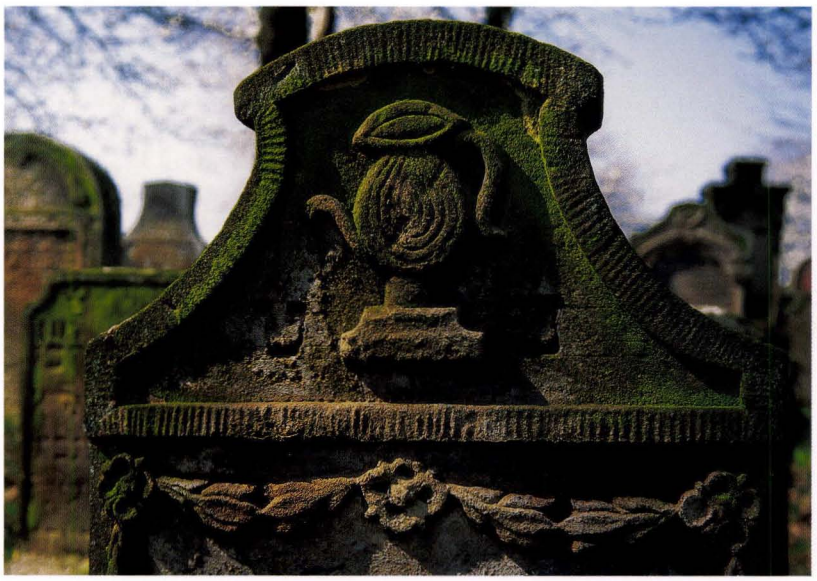


Weikersheim
Blumensymbol, Levitenkannen, segnende Hände


373







Weikersheim, Levitenkannen



| Anmerkungen

1 Jeggle (1999), S. 291.

2 Behr/Rupp (1999), S. 180.

3 Jeggle (1999), S. 190.

4 Ein edler Stein sei sein Baldachin (1996), S. 41.

5 Stern (1968), S. 127.

6 Hornung (1986), S. 9.

7 Kohring (1996), S. 27.

8 Naser (2002), S. 274.

9 Stern (1968), S. 12.

10 Jeggle (1999), S. 252, 253.

11 De Vries (1990), S. 294.

12 Taddey (1992), S. 103, 104.

13 Rauser, S. 355 (Die Juden in Ernsbach). – Zitat Frieda Gebhardt-Hörnle in einem Leserbrief an die Hohenloher Zeitung vom 18. August 1982.

14 Rose (1999), S. 396.

15 Liedel, Dollhof (1985), S. 154.

16 Ströbel (2000), S. 76.

17 Taddey (1992), S. 103.

18 Ebd.

19 Rau (1970), S. 4. – Die erste Beobachtung stimmt insoweit, dass es im Judentum lt. S. Ph. de Vries als anstößig empfunden worden wäre, die Gruft lange offen stehen zu lassen. Der Eindruck, dass die Erde „ihr aufgesperrtes Maul bereithält, um ihre Beute zu verschlingen", sollte vermieden werden. Das Grab sollte eher ein frisch gemachtes Bett sein, in das der Verstorbene „so sanft und liebevoll wie möglich" gelegt wird.

20 Taddey (1992), S. 53.

21 Ebd., S. 312.

22 Ströbel (2000), S. 78.
Ausschreibung in der Gerabronner Lokalzeitung, dem „Vaterlandsfreund", im Dezember 1882.

23 Leiberich (1999), S. 50.
Das **Purimfest** ist ein Freudenfest, das am 14. Tag des Monats Adar (Februar / März) in Erinnerung an die Rettung der persischen Juden durch Königin Esther gefeiert wird. Sobald im Gottesdienst der Name ihres Widersachers

Haman beim Vortrag der Estherrolle in einem bestimmten Sington fällt, machen die Kinder Lärm mit bestimmten Rasseln. Das Fest hat karnevalsähnliche Züge, die Kinder verkleiden sich und treiben Schabernack. Es ist aber auch üblich, zu Purim Gaben auszutauschen und die Armen zu beschenken.

24 Bamberger (2002); hier: Bd. 2, S. 776.

25 Georg Schmidt: 100 Jahre Leben in Hohebach. Erzählte Erinnerungen von der Kaiserzeit bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Hrsg. von Georg Leiberich. Hohebach 1997, S. 10.

26 Leiberich (1999), S. 49.

27 Jüdische Bürger in Öhringen (1993), S. 107.

28 Ebd., S. 123.

29 Berlinger (1991), S. 50, 51.

30 Heuwinkel (2001), S. 3.

31 Ebd., S. 4.

32 Behr/Rupp (1999), S. 173.

33 Naser (2002), S. 271, 272.

34 Behr/Rupp (1999), S. 181.

35 Stern (1968), S. 134, 135.

Das **Passah-** oder **Pessachfest**, das mit unserem Osterfest zusammenfällt (14. bis 22. Nissan), erinnert an den Auszug der Israeliten aus Ägypten und das Ende der Sklaverei. Während der siebentägigen Feier wird nur „Mazze", d.h. ungesäuertes Brot (Plur. Mazzoth) gegessen, zur Erinnerung daran, dass bei dem überstürzten Aufbruch keine Zeit mehr blieb, einen Sauerteig anzusetzen. Um den Vorschriften gerecht zu werden, musste das ganze Haus in einer aufwendigen Prozedur von „Chamez" (Gesäuertem) gereinigt werden. Dazu war auch der Austausch des Geschirrs notwendig, das durch den täglichen Gebrauch vielleicht winzige Spuren von „Chamez" aufweisen konnte. Wer sich dies nicht leisten konnte, musste das Alltagsgeschirr durch Ausglühen oder Eintauchen in kochendes Wasser „koscher" machen.

Der Höhepunkt des Festes ist die häusliche Feier des Sederabends (Seder = Ordnung). Zahlreiche Kerzen, silberne oder kristallene Becher und die Sederschüssel bilden das Zentrum der Festtafel. Neben den Mazzoth sind in separaten Gefäßen folgende symbolische Speisen: Karpes, ein grünes Kraut, Salzwasser bzw. Essig zur Erinnerung an die Tränen in der ägyptischen Knechtschaft, Meerrettich als Symbol für die Bitternis der Sklaverei, Charosset, ein Mus aus Mandeln, Nüssen, Äpfeln und Feigen mit etwas Zimt, das an den Lehm erinnert, aus dem die Juden in Ägypten Ziegel brennen mussten, ein hartgesottenes Ei, die übliche jüdische Totenmahlzeit, und ein Knochen als letzte Erinnerung an das Opfer des Pessachlammes.

Die Haggadah, eine Erzählung über den Exodus aus Ägypten, steht im Mittelpunkt des Sederabends, sie wird vom Hausvater und den Anwesenden im Wechsel gesagt.

Der Schabbath, der Ruhetag der Juden, ist der Höhepunkt jeder Woche. Vor Beginn der ersten festlichen Mahlzeit dieses Tags wird der **Kiddusch** (Heiligung), ein besonderer Segen über einem Becher Wein gesprochen.

Am Samstagabend, dem Schabbathausgang, wurde in der Synagoge das Avdolohgebet gesprochen. Dabei war es üblich, dass die jungen Juden, die noch nicht Bar Mitzwah waren, die Avdolohkerze halten und einen Schluck **Avdolohwein** trinken durften.

Bar Mitzwah bedeutet „Sohn des Gebots". Mit einem festlichen Gottesdienst werden jüdische Knaben nach Vollendung des 13. Lebensjahres am folgenden Schabbath als vollwertiges Mitglied mit allen Rechten und Pflichten in die Gemeinde aufgenommen.

36 Hornig (1986), S. 2.

37 Stern (1985), S. 71.

38 Herrmann (1988), S.373 – 378.

39 Helmut Herrmann: Der jüdische Friedhof zu Weikersheim, Typoskript o.O.o.J.

Literaturverzeichnis

„700 Jahre Schopfloch". Festschrift zur 700-Jahrfeier der Gemeinde Schopfloch. Ansbach 1960.

Paul Sauer: Die jüdischen Gemeinden in Württemberg und Hohenzollern. Denkmale, Geschichte, Schicksale. Hrsg. von der Archivdirektion Stuttgart (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg Bd. 18). Stuttgart 1966.

Bruno Stern: Meine Jugenderinnerungen an eine württembergische Kleinstadt und ihre jüdische Gemeinde (Lebendige Vergangenheit Bd. 4). Stuttgart 1968.

Berta Rau: Die Geschichte der Israelitischen Gemeinde Braunsbach. Facharbeit 1970, Typoskript.

Karl Phillip: Geschichte des Marktes Schopfloch. Schopfloch 1980.

Jürgen Hermann Rauser: Forchtenberger Heimatbuch. Aus der Ortsgeschichte der Altgemeinden Forchtenberg, Sindringen, Ernsbach, Muthof und Wohlmuthausen. Forchtenberg 1983.

Alfred Udo Theobald (Hrsg.): Der jüdische Friedhof. Zeuge der Geschichte – Zeugnis der Kultur. Karlsruhe 1984.

Der jüdische Friedhof in Schwäbisch Hall-Steinbach. Eine Dokumentation von Eva Maria Kraiss, Marion Reuter, Martin Majer und Schülern der Realschule im Schulzentrum West, Schwäbisch Hall. Hrsg.: Informationsamt der Stadt Schwäbisch Hall. o. O. 1985.

Herbert Liedel, Helmut Dollhof: Haus des Lebens - Jüdische Friedhöfe. Würzburg 1985.

Bruno Stern: So war es. Leben und Schicksal eines jüdischen Emigranten. Eine Biographie (Forschungen aus Württembergisch Franken Bd. 23). Sigmaringen 1985.

Eggert Hornig: Der jüdische Friedhof in Niederstetten. Hrsg. vom Heimatverein e.V. (Beiträge zur Geschichte, Nr. 1). o. O. 1986.

Gerhard Taddey: Juden im deutschen Südwesten. In: Reiner Rinker, Wilfried Setzler (Hrsg.): Die Geschichte Baden-Württembergs. Stuttgart 1986, S. 188 – 200.

„Gedenke der Tage der Welt". Dokumentation zur 600jährigen Geschichte der Juden im Raum Crailsheim. Sonderbeilage des Hohenloher Tagblatts 1987.

Joachim Hahn: Erinnerungen und Zeugnisse jüdischer Geschichte in Baden-Württemberg. Stuttgart 1988.

Helmut Herrmann: Zur Geschichte der Juden in Weikersheim (1637 – 1987). In: Württembergisch Franken 72 (1988), S.373 – 378.

S. Ph. de Vries : Jüdische Riten und Symbole. Hamburg 1990.

Susanne Wetterich: Davids Stern an Rhein und Neckar. Stuttgart 1990.

Simon Berlinger: Synagoge und Herrschaft: Vierhundert Jahre jüdische Landgemeinde Berlichingen. Sigmaringendorf 1991.

Gerhard Taddey: Kein kleines Jerusalem. Geschichte der Juden im Landkreis Schwäbisch Hall (Forschungen aus Württembergisch Franken Bd. 36). Sigmaringen 1992.

Jüdische Bürger in Öhringen. Eine Dokumentation. Hrsg. von der Stadt Öhringen. o. O. 1993.

Zeugnisse jüdischer Kultur. Erinnerungsstätte in Mecklenburg-Vorpommern. Brandenburg, Berlin 1993.

Ein edler Stein sei sein Baldachin. Jüdische Friedhöfe in Rheinland-Pfalz. Hrsg. vom Landesamt für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz. Speyer 1996.

Heinrich Kohring: Der jüdische Friedhof in Schwäbisch Hall Steinbach. Photos: Marion Reuter. Hrsg. von der Stadtverwaltung Schwäbisch Hall. Rothenburg/Tauber 1996.

Karl W. Schubsky, Heinz Illich u. a.: Jüdisches Leben in Crailsheim. Der jüdische Friedhof. Hrsg. von der Stadt Crailsheim (Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken Bd. 12). Crailsheim und Gerabronn 1996.

Hartwig Behr, Horst F. Rupp: Vom Leben und Sterben. Juden in Creglingen. Würzburg 1999.

Rainer Gross, Georg Leiberich u. a.: Ich liebte dieses Dorf und seine Leute. Jüdisches Leben in Hohebach. o. O. 1999.

Utz Jeggle: Judendörfer in Württemberg. 2. erw. Neuauflage. Tübingen 1999.

Emily C. Rose: Als Moises Kaz seine Stadt vor Napoleon rettete. Meiner jüdischen Geschichte auf der Spur. Stuttgart 1999.

Otto Ströbel: Juden und Christen in dörflicher Gemeinschaft. Geschichte der Judengemeinde Michelbach/Lücke. Crailsheim 2000.

Spurensuche. Jüdische Geschichte und Nationalsozialismus im Kreis Schwäbisch Hall. Hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft der Gedenkstätten, Museen und Archive im Landkreis Schwäbisch Hall. o. O. [2001].

Claudia Heuwinkel: Jüdisches Creglingen. Ein Gang durch die Stadt. Haigerloch 2001.

Andreas Maisch: Mayer Seligmann, Judt zu Unterlimpurg. Juden in Schwäbisch Hall und Steinbach 1688 – 1802. Schwäbisch Hall 2001.

Naftali Bar-Giora Bamberger: Memor-Buch. Die jüdischen Friedhöfe im Hohenlohekreis. Hrsg. vom Landratsamt Hohenlohekreis. 2 Bde. Künzelsau 2002.

Gerhard Naser (Hrsg.): Lebenswege Creglinger Juden. Das Pogrom von 1933. Der schwierige Umgang mit der Vergangenheit. Bergatreute 2002.

Monika Grübel: Judentum. 4. Auflage. Köln 2002.

Manfred Treml (Hrsg.): Exkursionsblätter zur Geschichte und Kultur der Juden in Bayern, Nr. 11, Haus der Bayerischen Geschichte Augsburg o.J.

| Impressum

Diese Publikation erscheint
anlässlich der Ausstellung

Bet Hachajim – Haus des Lebens
Jüdische Friedhöfe in Württembergisch Franken

vom 31. Mai bis 26. Oktober 2003
im Hällisch-Fränkischen Museum Schwäbisch Hall

Herausgeber | Im Auftrag des Förderkreises
Hällisch-Fränkisches Museum e.V., Herta Beutter, Armin Panter

Fotografien | Eva Maria Kraiss, Marion Reuter

Autoren | Eva Maria Kraiss, Gerhard Taddey

Redaktion | Herta Beutter, Armin Panter

Gestaltung | green design Elke Müller, Schwäbisch Hall

Druck | Engelhardt & Bauer, Karlsruhe

Herstellung | Swiridoff Verlag, Künzelsau

© Hällisch-Fränkisches Museum,
die Autoren und Swiridoff Verlag, Künzelsau
Printed in Germany
ISBN 3-89929-009-7

Ausstellung

Fotografien | Eva Maria Kraiss, Marion Reuter

Texte | Herta Beutter, Armin Panter

Büro | Hannelore Sommer

Aufbau und Technik |
Gisela Belz, Jochen Kümmerer, Renate Stepper,
Hermann Stumm, Oliver Wisotzki

| Bildnachweis

Marion Reuter
S. 18 oben, S. 24 links, S. 40, 41, 45, 49, 51, 53, 91, 99, 107,
S. 108/109 Mitte, S. 114, 117, 120, 121, 122, 123, 124, 125 und 131.
alle anderen:
Eva Maria Kraiss

Titelfoto: Jüdischer Friedhof in Krautheim und
Umschlagrückseite Steinbach, Stadt Schwäbisch Hall
Fotos: Eva Maria Kraiss



Die Fotografinnen Eva Maria Kraiss und Marion Reuter haben die jüdischen Friedhöfe Württembergisch Frankens zu ihrem Thema gemacht. Entstanden ist ein Band, der dem besonderen Charakter dieser Friedhöfe in den Landkreisen Schwäbisch Hall und Hohenlohe nachspürt und auch einige „Bet Hachajim" aus dem Main-Tauberkreis einbezieht. In künstlerischen Bildern haben die Fotografinnen die Atmosphäre der Stille aber auch Spuren des Verfalls eingefangen. Sie zeigen typische Grabsteine ebenso wie ungewöhnliche.

Eva Maria Kraiss hat zu diesen Bildern Texte verfasst, in denen jüdische Beerdigungsriten ebenso erklärt werden wie die Bedeutung der Symbole, die sich auf Grabsteinen finden. Jeder fotografierte Friedhof wird in seinen historischen Zusammenhang gestellt und die Geschichte der jüdischen Gemeinde, zu der er gehörte, geschildert. Eine Einführung über das Judentum in Baden-Württemberg von Gerhard Taddey rundet den Band ab.

HFM Hällisch-Fränkisches Museum Schwäbisch Hall

Swiridoff Verlag

ISBN 3-89929-009-7